1. 32
9. 16
7
5
22
45.
22
2 34.
9.

Die Elenden

von

Victor Hugo.

Dentsch von Wilhelm Schroers.

Vierter Theil: Die Idylle in der Rue Plumet und die Epopee in der Rue St. Denis.

(Siebenter Band.)

Mülheim a. d. Ruhr, 1862.
Verlag von Julius Bagel.

Gedruckt bei F. H. Nieten in Duisburg.

Erstes Buch.

Einige Blätter Geschichte.

I.

Ein guter Hieb.

Die Jahre 1831 1832, welche sich unmittelbar an die Juli-Revolutionen anschließen, bilden einen der eigenthümlichsten und überraschendsten Zeitabschnitte in der Geschichte. Diese beiden Jahre gleichen, mitten zwischen ihren Vor- und Nachläufern, zwei Gebirgen. Die revolutionäre Größe offenbart sich in ihnen. Man unterscheidet aber auch Abgründe darin. Die sozialen Massen als die Stützen der Civilisation, die solide Gruppe der übergeordneten und in einander verschlungenen Interessen, die verschiedenen jahrhundertalten Profile der antiken französischen Sozialphysiognomie erscheinen und verschwinden von einem Momente zum andern im stürmischen Nebel der Systeme, Leidenschaften und Theorien. Dieses Auftauchen und Verschwinden wurde Widerstand und Bewegung genannt. Dann und wann sah man die Wahrheit, dieses Licht der Menschenseele, durchleuchten.

Jene merkwürdige Epoche ist ziemlich abgeschlossen und liegt schon so weit hinter uns, um sie jetzt in ihren Hauptzügen verstehen zu können.

Wir wollen es versuchen eine Skizze davon zu zeichnen.

Die Restauration war eine jener schwer zu erklärenden Uebergangsepochen, in welcher sich allerlei Elemente geltend machten: Abspannung, unzufriedenes Gemurmel, Schlaf- und Spektakelsucht. Sie war nichts anders, als das Nachtlager der großen Nation, nach beschwerlichem Tagesmarsch. Solche Epochen haben ihr eigenthümliches und täuschen die Politiker, welche sie ausbeuten wollen. Im Anfang verlangt die Nation nur Ruhe. Sie dürstet nur nach Frieden, hat nur den einen Ehrgeiz, unbedeutend zu sein, das heißt sie will Ruhe. Sie hat Gott sei Dank, bis zum Ueberdrusse, große Ereignisse, großartige Spiele des Zufalls, riesige Abenteuer und große Männer gesehen. Sie wäre statt des Cäsars mit einem Pru-

sias, statt des Napoleon mit dem Könige von Yvetot zufrieden. „Was das für ein guter, kleiner König war!" Man ist den ganzen Tag über marschirt und endlich am Abende eines langen mühseligen Tages. Auf der ersten Station ist man mit Mirabeau, auf der zweiten mit Robespierre, auf der dritten mit Bonaparte gefahren und, nach alle dem, fühlt man sich wie gerädert. Ein jeder sehnt sich nach dem Bette und verlangt danach.

Die müde gewordene Aufopferungsfähigkeit, der alt gewordene Heroismus, der gesättigte Ehrgeiz und die Leute, welche ihr Glück gemacht haben: Alles sucht, fordert, erfleht, erbittet, was denn? Ruhe! Sie wird ihnen. Sie ergreifen Besitz vom Frieden, von der Ruhe, von der Muße und sind zufrieden. Gleichzeitig tauchen aber auch gewisse Thatsachen auf, geben sich zu erkennen und klopfen an. Sie sind aus den Revolutionen und Kriegen hervorgegangen, existiren, leben, haben ein Recht, sich in der Gesellschaft geltend zu machen und machen sich geltend. Die Thatsachen sind fast immer Quartiermacher und Fouriere, welche ein Unterkommen für die Principien suchen.

Was sieht nun der politische Philosoph? Folgendes: Während die müden Leute nach Ruhe schreien, verlangen die Thatsachen Garantien. Das ist für Thatsachen dasselbe, was Ruhe für den Menschen ist.

England verlangte das von den Stuarts, als die Zeit des Protektors um war. Frankreich forderte es von den Bourbonen nach dem Sturze des Kaiserreichs.

Solche Garantieen werden durch die Zeit geboten. Man muß sie also bewilligen. Die Fürsten oktroyiren sie, aber in Wirklichkeit werden sie durch die Logik der Thatsachen aufgedrungen. Das ist eine tiefe, Nutzen bringende Wahrheit, von welcher die Stuarts 1662 keine Ahnung hatten und deren Existenz die Bourbonen 1814 nicht einmal erkannten. Die nach dem Sturze Napoleons nach Frankreich zurückkehrende prädestinirte Familie beging die verhängnißvolle Thorheit, zu glauben, daß sie eine Wohlthat ertheile und zurücknehmen könne, was sie gegeben hate, daß das Haus Bourbon ein göttliches Recht, Frankreich aber nichts besitze, daß das in der Charte Ludwig des Achtzehnten abgetretene politische Recht nichts als ein Ausfluß des göttlichen Rechtes sei, den das Haus Bourbon gnädig dem Volke bis zu dem Tage überlassen habe, an welchem es dem Könige gefallen würde, sich dieses Rechtes wieder zu bemächtigen. Indessen hätte das Haus Bourbon doch an dem Widerwillen, mit welchem es die Gabe ertheilte, fühlen müssen, daß sie nicht von ihm kam.

Es zeigte sich verbissen im 19. Jahrhundert und machte bei je-

dem Freudenausbruche der Nation ein verdrießliches Gesicht. Es maulte, um uns eines trivialen, aber volksthümlichen und wahren Ausdrucks zu bedienen. Das Volk bemerkte es. Die Bourbonen hielten sich für stark, weil das Kaiserreich, einem Bühnengestelle gleich, verschwunden war. Es war ihnen entgangen, daß sie auf dieselbe Weise gekommen waren. Sie sahen nicht, daß sie in derselben Hand waren, die Napoleon beseitigt hatte.

Sie glaubten stark zu sein, weil sie in der Vergangenheit wurzelten, aber sie täuschten sich. Sie hingen wohl mit der Vergangenheit zusammen, aber Frankreich war die ganze Vergangenheit. Die Wurzeln der französischen Gesellschaft wurden nicht durch die Bourbonen, sondern durch die Nation repräsentirt. Jene dunkeln und lebenskräftigen Wurzeln konstituirten nicht das Recht einer Familie, sondern die Geschichte eines Volkes. Sie fanden sich überall, ausgenommen unter dem Throne.

Das Haus Bourbon war für Frankreich ein glänzender und blutiger Geschichtsknoten, keineswegs aber ein Hauptfaktor in seinem Geschicke und die nothwendige Basis seiner Politik. Man konnte auch ohne die Bourbonen fertig werden und hatte ihrer wirklich 22 Jahre nicht bedurft. Die Stetigkeit im dynastischen Zusammenhange war unterbrochen worden, ohne daß sie es bemerkt hatten. Und wie wäre das auch bei ihnen möglich gewesen? Glaubten sie doch, daß Ludwig der Siebenzehnte am 9. Thermidor und Ludwig der Achtzehnte am Tage von Marengo herrsche. Niemals, seitdem es Geschichte gibt, waren Fürsten so wie sie verblendet. Sie verkannten vollständig die Thatsachen und den darin enthaltenen und durch sie ausgebreiteten Antheil göttlicher Autorität Niemals hatte die Anmaßung hienieden, die man das Recht der Könige nennt, das göttliche Recht von oben bis zu diesem Grade verläugnet.

Es war ein Hauptirrthum, der diese Familie antrieb, die Hand nach den 1814 octroyirten Garantieen, nach den Concessionen auszustrecken, wie sie es nannte. Das traurige Ding, dem sie den Namen „Concessionen" gab, hatten wir uns erobert. Was sie unsere Uebergriffe nannte, waren unsere Rechte.

Als die Restauration glaubte, daß die Stunde gekommen sei, als sie vermeinte, Bonaparte besiegt und feste Wurzeln im Lande geschlagen zu haben, als sie sich für stark und klug hielt, faßte sie plötzlich einen Entschluß und wagte den Streich.

An einem schönen Morgen stand sie Frankreich gegenüber, erhob ihre Stimme, bestritt ihm den Collectiv- und Partikular-Titel, das heißt die Volks-Souverainität und die bürgerliche Freiheit. Mit anderen Worten: sie verweigerte der Nation, was sie zur Nation, dem Bürger, was ihn zum Bürger machte.

Das ist das Wesentliche jener berüchtigten Akta, welche man die Juli-Ordonnanzen nennt.

Die Restauration fiel.

Sie fiel mit Recht.

Inzwischen war sie, sagen wir es nur, nicht absolut feindlich aufgetreten, nicht jeder Art des Fortschritts abhold gewesen. Es waren große Dinge an ihrer Seite vollzogen worden. Die Nation hatte sich unter der Restauration an eine ruhige Diskussion gewöhnt. Das hatte ihr unter der Republik gefehlt. Sie hatte sich außerdem mit der Größe im Frieden versöhnt, womit sie sich unter dem Kaiserreiche überworfen hatte. Das freie und mächtige Frankreich war ein ermuthigendes Beispiel für die andern Völker Europas. Unter Robespierre hatte die Revolution, unter Bonaparte die Kanone gesprochen. Unter Ludwig dem Achtzehnten und Karl dem Zehnten kam die Reihe zu sprechen an die Vernunft. Der Wind hatte sich gelegt; die Fackel konnte wieder angezündet werden. In heiteren Höhen sah man das reine Licht des Geistes strahlen. Ein prächtiges, reizendes und nützliches Schauspiel!

Fünfzehn Jahre lang sah man, im tiefsten Frieden, öffentlich die großen, dem Denker so alten, dem Staatsmanne so neuen Prinzipien lebendig wirken: Gleichheit vor dem Gesetze, Gewissensfreiheit, Redefreiheit, Preßfreiheit, Zulassung der Fähigen zu allen Aemtern. Das dauerte bis 1830. Die Bourbonen waren ein Civilisations-Instrument, das in der Hand der Vorsehung zerbrach.

Der Fall der Bourbonen war großartig, nicht sowohl ihrerseits, als von Seiten der Nation. Sie verließen den Thron mit Ernst, nahmen aber die Autorität nicht mit. Ihr Fall in die Nacht glich nicht einem feierlichen Verschwinden, einem düsteren, rührenden, historischen Vermächtniß; er glich nicht der geisterhaften Ruhe Karls I. und nicht dem Adlersturz Napoleons. Sie entfernten sich. Das war Alles. Sie legten die Krone nieder, ohne ihren Strahlenglanz für sich zu behalten. Sie behaupteten ihre Würde, aber sie waren nicht erhaben. Sie verstießen in gewisser Weise gegen die Majestät ihres Unglücks. Als Karl X. auf der Reise nach Cherbourg einen runden Tisch viereckig zuschneiden ließ, schien er weit mehr um die Etikette, als um die zusammenstürzende Monarchie besorgt zu sein. Dieser Mangel an Erhabenheit betrübte sowohl diejenigen, welche ihnen persönlich zugethan waren, als die ernsteren, wahren, ihr Geschlecht ehrenden Anhänger.

Das Volk dagegen benahm sich bei dieser Gelegenheit bewundernswerth. Die eines Morgens mit bewaffneter Hand von einer quasi insurrektionellen, königlichen Partei angegriffene Nation fühlte sich so stark, daß sie sich nicht erzürnen konnte. Sie vertheidigte sich,

mäßigte sich und stellte die frühere Ordnung wieder her, das heißt, sie verwies die Regierung in die Schranken des Gesetzes und die Bourbonen in's Exil. Leider blieb sie dabei stehen. Sie nahm den alten König Karl X. unter demselben Thronhimmel fort, der Ludwig XIV. beschützt hatte, und setzte ihn sanft auf die Erde. Sie berührte die königlichen Personen nur vorsichtig und schwermüthig.

Es war nicht ein Mann, es waren nicht einige Männer, es war Frankreich, ganz Frankreich, das siegende und von seinem Siege berauschte Frankreich, das sich der ernsten Worte Guillaume Du Vair's am Tage nach den Barrikaden zu erinnern und in diesem Geiste vor aller Welt zu handeln schien.

„Es ist denen, sagte der Genannte, ein Leichtes, welche leichtfertig um die Gunst der Großen buhlen und wie der Vogel von Zweig zu Zweig, so vom Heimgesuchten zum Mächtigeren übergehen — sich ihrem Fürsten gegenüber kühn zu zeigen, wenn er im Unglücke ist; was aber mich betrifft, mir ist das Schicksal meiner Könige immer ehrwürdig, namentlich dann, wenn es ein sehr trauriges ist."

Die Bourbonen nahmen Achtung, aber kein Bedauern mit sich. Wie bereits erwähnt: ihr Unglück war größer als sie. Sie verschwanden am Horizonte. Die Juli-Revolution gewann sich sogleich Freunde und Gegner in der ganzen Welt. Die Einen begrüßten sie mit Enthusiasmus und Freude, die Andern kehrten ihr den Rücken zu, ein Jeder nach seiner Natur. Die Fürsten Europas schlossen, wie Nachteulen bei Tagesanbruch, im ersten Momente die Augen. Sie waren geblendet und verwundert, und öffneten sie nur wieder, um zu drohen.

Es war ein begreiflicher Schrecken, ein zu entschuldigender Zorn. Die seltsame Revolution war fast ohne Stoß vollzogen worden. Man hatte dem besiegten Königthume nicht einmal die feindliche Ehre gegönnt, sein Blut zu vergießen. In den Augen despotischer Regierungen, die stets dabei interessirt sind, daß sich die Freiheit selbst verläumde, hatte die Juli-Revolution das Unrecht schrecklich zu sein, weil sie gelinde blieb. Uebrigens wurde nichts gegen sie versucht oder ersonnen. Die Unzufriedensten und Zornigsten begrüßten sie. Welcher Art der politische Egoismus und die Verbissenheit bei uns auch sein mag, so stehen doch alle Parteien unter dem Einflusse eines geheimnißvollen Respektes, den die Thatsachen einflößen, in welchen man die Mitwirkung einer höheren als der menschlichen Kraft verspürt.

Die Juli-Revolution ist der Triumph des Rechts über die Thatsache, ein überaus glänzendes Phänomen

Dieser Sieg des Rechts über die Thatsache machte die Revolu-

tion von 1830 so berühmt und auch so milde. Das siegende Recht hat nicht nöthig gewaltthätig zu sein.

Recht ist eben das, was wahr und gerecht ist. Das Eigenthümliche des Rechtes ist es, ewig schön und rein zu sein. Selbst die dem Scheine nach nothwendigste Thatsache, selbst das von den Zeitgenossen als das möglich Beste Anerkannte muß, wenn es nur als Thatsache existirt und zu wenig oder gar kein Recht in sich hat, unfehlbar mit der Zeit mißgestaltet, schmutzig, vielleicht gar monströs werden. Wenn man mit einem einzigen Blick sich überzeugen will, welchen Grad der Häßlichkeit die durch Jahrhunderte getrennte nackte Thatsache erlangen kann, so betrachte man nur Macchiavel. Macchiavel ist kein teuflisches Genie, kein Dämon, kein boshafter, elender Schriftsteller. Er ist die Verkörperung der Thatsache, nicht nur der italienischen, sondern der europäischen, der Thatsache des sechszehnten Jahrhunderts. Er scheint scheußlich zu sein und ist es, vom Standpunkte der moralischen Idee des neunzehnten Jahrhunderts. Dieser Kampf zwischen Recht und Thatsache ist so alt, wie die menschliche Gesellschaft. Den Zweikampf beendigen, die reine Idee mit der menschlichen Realität zu verschmelzen, friedlich das Recht in die Thatsache dringen und letztere aus dem ersteren entstehen zu lassen — das ist das Streben des Weisen.

II.

Schlecht genäht.

Der Weise handelt so, der gewandte Mann anders. Die Revolution von 1830 kam bald zum Stillstand. Wenn eine Revolution Schiffbruch gelitten hat, zertrümmern die gewandten Leute das Wrack.

Die gewandten Leute unseres Jahrhunderts haben sich selbst das Prädikat Staatsmänner beigelegt. Die Folge davon war, daß das Wort Staatsmann eine Art von Nebenbedeutung gewann. In der That sollte man nie vergessen, daß Geschicklichkeit allein nothwendig mit kleinlicher Denkungsart verbunden ist. Die gewandten Leute sind eben nichts mehr als mittelmäßige Leute.

Ebenso bedeutet das Wort Staatsmann mitunter nichts weiter als Verräther.

Wenn man den gewandten Leuten glauben darf, so sind Revolutionen wie die Julirevolution durchschnittene Adern, die man rasch unterbinden muß. Das zu laut proklamirte Recht erschüttert. Ist es einmal bestätigt, so muß man den Staat befestigen; an die Gewalt denken, wenn die Freiheit gesichert ist.

Hier trennen sich die weisen und gewandten Leute noch nicht aber die Ersteren fangen an, mißtrauisch zu werden. Sie sind wohl

für die Gewalt, fragen sich aber erstens: was ist denn Gewalt, und zweitens: wo kommt sie her?

Diesen mit leiser Stimme gemachten Einwurf scheinen die gewandten Leute zu überhören, denn sie lassen sich dadurch in ihrem Treiben nicht beirren.

Diesen Politikern zu Folge, welche einer politischen, Nutzen bringenden Fiktion stets eine Nothwendigkeitsmaske umzubinden wissen, hätte ein Volk — nach einer Revolution, wenn dieses Volk eine Gruppe auf einem monarchischen Kontinente bildet, — nichts Eiligeres zu thun, als sich eine Dynastie anzuschaffen. Auf diese Art, behaupten sie, kann es nach der Revolution Ruhe genießen, das heißt, die nöthige Zeit finden, seine Wunden zu verbinden und sein Haus auszubessern. Die Dynastie macht dem Blutverlust ein Ende und säubert das Feldlazareth. Nun ist es aber nicht immer eine leichte Sache sich eine Dynastie zu verschaffen.

Zur Noth kann man aus dem ersten besten Gamin, aus dem ersten besten Glücksritter einen König machen. Bonaparte entspricht dem ersten, Iturbide dem zweiten Fall.

Man kann aber nicht aus der ersten besten Familie eine Dynastie hervorgehen lassen, da jede Race nothwendig ein gewisses Alter haben muß, und die Runzeln der Jahrhunderte nicht improvisirt werden können.

Wenn man sich, wohlverstanden mit jedem Vorbehalt, auf den Standpunkt eines Staatsmannes stellt, so kann man sich fragen, welche Eigenschaften der aus einer Revolution hervorgegangene König haben muß. Es kann sein und wäre vielleicht auch gut, wenn er revolutionär ist, daß er persönlich an der Revolution Theil genommen, Hand angelegt, wenn er sich dabei compromittirt oder ausgezeichnet, wenn er die Streitaxt geschwungen oder den Degen dabei geführt hat. Wie muß aber eine Dynastie beschaffen sein? Sie muß national, d. h. entfernt revolutionär sein, nämlich nicht revolutionär in der That, sondern in der einmal angenommenen Idee. Sie muß mit der Vergangenheit im Verbande stehen, historisch sein, Zukunft und Sympathien haben.

Daraus erklärt sich, warum die ersten Revolutionen mit einem Manne, Cromwell oder Napoleon, zufrieden waren und warum die späteren durchaus eine Familie, das Haus Braunschweig oder das Haus Orleans haben wollten.

Die königlichen Häuser gleichen jenen indischen Feigenbäumen von welchen jeder Zweig sich bis zur Erde beugt, Wurzel schlägt und selbst ein Feigenbaum wird. So kann jeder Zweig eine Dynastie werden, wenn er sich nur bis zum Volke herabbeugt.

Das ist die Theorie der gewandten Leute.

Ihre große Kunst besteht darin, die Katastrophe mit Erfolg nachklingen zu lassen, damit die, welche Nutzen daraus ziehen, auch davor zittern; die Thatsache mit etwas Furcht zu würzen; die Uebergangskurve der Art zu krümmen, daß der Fortschritt gemäßigter wird; den Geschmack am Werke zu verderben; die Schroffheit des Enthusiasmus zu mildern und zu denunciren; den Triumph zu wattiren, das Recht zu vermummen; den Riesen „Volk“ in Flanell einzuwickeln und schnell ins Bett zu legen; die strotzende Gesundheit auf Diät setzen; Hercules als Reconvalescenten zu behandeln; das Ereigniß in der Anwendung zu verdünnen und den nach dem Ideale dürstenden Geistern einen mit Thee verdünnten Nektar zu bieten; Maßregeln gegen den überschäumenden Erfolg zu ergreifen; die Revolution mit einem Lichtschirm zu versehen.

Diese Theorie wurde 1830 angewendet und war schon 1688 in England angewandt worden.

1830 ist eine auf halbem Wege stehen gebliebene Revolution, ein halber Fortschritt und ein quasi Recht. Die Logik kennt das „Beinahe“ nicht und hat so wenig damit gemein, wie die Sonne mit einem Kerzenlicht.

Wer hält nun die Revolution auf halbem Wege ein?

Die Bourgoisie.

Weshalb?

Weil die Bourgoisie das zur Befriedigung gelangte Interesse repräsentirt. Gestern hatte sie noch Appetit, heute ist sie befriedigt und morgen übersättigt.

Das Phänomen vom Jahre 1814, nach dem Falle Napoleons reproduzirte sich im Jahre 1830 nach der Vertreibung Karls des Zehnten.

Man hat die Bourgoisie mit Unrecht zu einer besonderen Klasse machen wollen. Sie ist ganz einfach weiter nichts, als der zufrieden gestellte Theil des Volkes. Die Bourgoisie ist jetzt ein Mann, der Zeit hat sich zu setzen. Ein Stuhl ist noch keine Kaste.

Wenn man sich aber zu frühe setzen will, kann man dem Gange des Menschengeschlechtes Einhalt thun. Diesen Fehler hat sich die Bourgoisie oft zu Schulden kommen lassen.

Man ist deshalb noch keine Klasse, weil man einen Fehler begangen hat. Die soziale Ordnung kann nicht von dem Egoismus bestimmt werden.

Uebrigens muß man gerecht sein, sogar gegen den Egoismus. Das, wonach sich derjenige Theil der Nation, welchen man die Bourgoisie nennt, nach der Erschütterung von 1830 sehnte, war nicht mit etwas Scham vermischte Indifferenz und Trägheit, nicht Schlaf, der ein momentanes Vergessen im Traume unterstellt, sondern ein Haltpunkt.

Das Wort „Halt“ hat eine doppelte Bedeutung, je nachdem man es auf Truppen im Marsche, oder auf den Bestimmungsort bezieht.

„Halt“ heißt so viel, als neue Kräfte sammeln, sich wachend und bewaffnet ausruhen. Die vollendete Thatsache stellt ihre Schildwachen aus und ist auf ihrer Hut. „Halt“ liegt zwischen dem Kampfe von gestern und dem von heute.

„Halt“ lag zwischen 1830 und 1848.

Was wir mit dem Worte Kampf bezeichneten, könnten wir auch Fortschritt nennen.

Die Bourgoise bedurfte also, wie die Staatsmänner, eines Mannes, der dieses „Halt“ gebot, einer zusammengesetzten Individualität, eines Mannes mit „Obgleich“ und „Deshalb“, der Revolution und Stabilität bedeutete, der mit andern Worten die Gegenwart befestigte, indem er klar mit der Vergangenheit und Zukunft abrechnete.

Dieser Mann wurde gefunden, ganz so wie man ihn brauchte. Er hieß Louis Philipp von Orleans. Lafayette übernahm es, ihn zu salben. Er nannte ihn la meilleure des Républiques, (die beste der Republiken.) Das pariser Rathhaus ersetzte die Kathedrale von Rheims. Diese Substitution eines Halbthrones für einen Thron war das Werk von 1830.

Als es mit den gewandten Leuten zu Ende war, erschien die ungeheure Seichtigkeit ihrer Lösung in ihrer ganzen Bedeutung. Alles das hatte ohne Einmischung des absoluten Rechtes stattgefunden. Das absolute Recht aber rief: ich protestire. Dann zog es sich, dräuend, furchtbar, zurück.

III.
Louis Philipp.

Revolutionen haben einen schrecklich langen Arm und eine glückliche Hand. Sie wählen gut und schlagen fest drein. Selbst unvollständig, mißlungen, verfrüht, stiefmütterlich behandelt, wie die Revolution von 1830, bleibt ihnen fast immer noch genug providentielle geistige Klarheit, um ihr Ziel nicht ganz zu verfehlen. Sie können verdunkelt, aber deshalb doch nicht unmöglich gemacht werden.

Inzwischen wollen wir uns nicht zu laut rühmen. Auch Revolutionen können ihr Ziel theilweise verfehlen. Das hat man schon öfter erlebt.

Kommen wir auf 1830 zurück. Die Verirrung von 1830 war eine glückliche. Bei Einführung der Ordnung, nach der auf kürzestem Wege beseitigten Revolution, galt der König mehr als das Königthum. Louis Philipp war ein seltener Mann. Sohn eines Vaters, dem die richtende Geschichte gewiß nicht die mildernden Umstände

versagen wird, verdient er eben so viel, als sein Vater, Tadel. Er besaß alle Privattugenden und dazu mehrere andere staatsmännische.

Er sorgte für seine Gesundheit, sein Vermögen, seine Person und seine Geschäfte. Er wußte wohl, was eine Minute, nicht immer was ein Jahr werth war. Er war nüchtern, heiter, friedlich und geduldig, guter Mensch und guter Fürst, schlief bei seiner Frau und ließ den Bürgern sein Ehebett durch seine Lakaien zeigen. Diese stabil gewordene Ostentation ersetzte auf nützliche Weise die minder legitimen Prahlereien der älteren Linie. Er sprach alle europäischen Sprachen und was noch seltener ist, die Sprache eines jeden Interesses, war ein bewunderenswerther Repräsentant der „Mittelklasse" und so zu sagen die ideale Verkörperung derselben. Er besaß den ausgezeichneten Verstand sich nach seinem inneren Werthe geltend zu machen, ohne dabei seine Abstammung zu vergessen, aber mit dem Unterschiede, daß er ausdrücklich erklärte, ein Orleans und kein Bourbon zu sein. Als Durchlaucht und Hoheit benahm er sich ganz wie der erste Prinz von Geblüt; an dem Tage aber, als er Majestät wurde, zeigte er sich als freimüthiger Bürger. Weitläufig im öffentlichen Leben, war er kurz im Familienkreise. Man hielt ihn für geizig, konnte es aber nicht beweisen.

Im Grunde gehörte er zu jener Klasse von Oekonomen welche aus Pflicht oder Laune sich leicht verschwenderisch zeigen. Er war in der Literatur bewandert, hielt aber nicht viel darauf. Er war Edelmann, aber kein Ritter, einfach, ruhig und stark, von seiner Familie und dem ganzen Hause angebetet, ein verführerischer Plauderer und enttäuschter Staatsmann. Innerlich kalt, wurde er nur durch unmittelbares Interesse beherrscht. Er berücksichtigte nur das nahe Liegende, kannte weder Rachsucht noch Dankbarkeit, zog die Mittelmäßigkeit schonungslos dem Vorzüglichen vor, wußte auf geschickte Weise der mysteriösen, unter dem Throne grollenden Einstimmigkeit durch die parlamentarischen Majoritäten Unrecht zu geben, war mittheilend, mitunter bis zur Unklugheit, besaß dabei aber eine wunderbare Geschicklichkeit, den Fehler zu verbessern. Niemals fehlte es ihm an Auskunftsmitteln und Masken. Frankreich machte er vor Europa, Europa vor Frankreich Furcht. Man konnte nicht bestreiten, daß er sein Land liebte, aber er zog ihm seine Familie vor. Herrschaft stellte er über Autorität und Autorität über Würde. Diese Aussicht, bei welcher sich Alles um den Erfolg dreht, hat das gegen sich, daß sie die List nicht ausschließt und vor niedriger Denkungsart nicht absolut zurücktritt; sie hat aber auch eine gute Seite! nämlich die, daß bei einer solchen Politik keine heftigen Conflicte ausbrechen, der Staat nicht zerrissen werden kann, die Gesellschaft keine Katastrophen zu befürchten hat. Louis Philipp war pünktlich bis ins Kleinliche, aufmerksam, wachsam,

scharfsinnig, unermüdlich. Kühn gegen Oesterreich in Ancona, war er hartnäckig gegen England in Spanien. Er ließ Antwerpen bombardiren und bezahlte den Missionär Pritchard, sang überzeugungsvoll die Marseilaise, wußte nicht, was Erschlaffung und Abspannung war, hatte Geschmack am Schönen und Idealen, und war kühner Hochherzigkeit, Utopien und Chimären eben so unzugänglich wie dem Zorn, der Eitelkeit und Furcht. Persönliche Unerschrockenheit besaß er in jeder Beziehung. Er war General in Valmy, Soldat in Jemmapes. Achtmal hatte sich der Königsmord an ihm versucht und ihm nur ein Lächeln entlockt. Er war tapfer wie ein Grenadier und kühn wie ein Denker. Was ihn allein beunruhigte, war die Möglichkeit einer europäischen Erschütterung. Er paßte eigentlich nicht für große, politische Abenteuer und war stets bereit, sein Leben zu wagen, niemals aber sein Werk. Er machte seinen Willen durch Beeinflussung geltend, da er es lieber sah, daß man seiner Einsicht, als seinem Königstitel huldigte. Voraussicht besaß er nicht, aber Beobachtungsgabe. Die Geister kümmerten ihn weniger als die Menschen. Diese kannte er. Er mußte also hören und sehen, um urtheilen zu können. Sein Verstand war eindringlich und rasch. Praktische Weisheit, fließende Rede, ein wunderbares Gedächtniß konnten ihm nicht bestritten werden. Dieses Riesengedächtniß, der einzige Punkt, in welchem er Cäsar, Alexander und Napoleon gleicht, lieferte ihm fortwährend Thatsachen, Einzelheiten, Daten und Namen. Dagegen waren ihm die Tendenzen, Leidenschaften, die verschiedenen genialen Kräfte der Menge, das innigliche Streben, die verborgene geheimnißvolle Gährung der Gemüther, kurz alles das unbekannt, was man mit wenigen Worten den unsichtbaren Gewissensstrom nennen könnte. Er war von Frankreich nur oberflächlich angenommen worden. Mit dem eigentlichen Frankreich war er nicht recht einverstanden. Diesem Uebelstande suchte er durch Schlauheit zu begegnen. Er regierte zu viel und herrschte zu wenig, war sein eigener Premierminister und verstand es ausgezeichnet, die kleinsten Realitäten den größten Ideen entgegenzustellen. Mit einer wahrhaft schöpferischen, organisirenden und civilisirenden Kraft ausgerüstet, verband er damit einen eigenthümlichen, prozeßkrämerischen, chikanirenden Geist. Als Stifter und Prokurator einer Dynastie hatte er etwas von Karl dem Großen und etwas von einem Advokaten an sich.

In Summe war Louis Philipp eine große und originelle Erscheinung, ein Fürst, der sich, trotz der Unruhe in Frankreich und der Eifersucht Europas, Macht und Ansehen zu geben wußte. Er wird daher zu den ausgezeichnetsten Männern seines Jahrhunderts gerechnet werden müssen, und würde in der Reihe der glänzendsten Herr-

scher der Geschichte einen Platz einnehmen, wenn er den Ruhm etwas geliebt und der Sinn für das Große eben so stark in ihm ausgeprägt gewesen wäre, als der Nützlichkeitssinn.

Louis Philipp war schön gewesen und hatte im Alter die Anmuth bewahrt. Er gefiel zwar der Nation nicht zu allen Zeiten, immer aber der Menge, denn er besaß die Gabe, zu bezaubern. Die Majestät fehlte ihm.

Als König trug er keine Krone und als Greis keine weißen Haare. Er hatte die Manieren der alten und die Gewohnheiten der neuen Zeit, eine Mischung von Noblesse und Bürgerthum, die im Jahre 1830 gefiel.

Louis Philipp war der regierende Uebergang. Er hatte die alte Aussprache und die alte Orthographie beibehalten, aber die modernen Ansichten damit verbunden. Er liebte Polen und Ungarn, schrieb aber Polonois und sprach Hongrais aus. Wie Karl X. trug er die Uniform der Nationalgarde und das Band der Ehrenlegion gleich Napoleon.

Er ging selten in die Kapelle, niemals auf die Jagd und ebensowenig ins Opernhaus. Sakristane, Piqueurs und Tänzerinnen hatten keine Gewalt über ihn. Das machte ihn populär bei der Bourgeoisie. Einen Hof hatte er nicht. Er ging mit einem Regenschirme unter dem Arme aus und wurde lange in dieser Gestalt vergöttert. Er verstand etwas von der Maurerei, von der Gärtnerei und von Medizin. Einmal ließ er sogar einem vom Pferde gestürzten Postillon zur Ader. Louis Philipp ging nämlich eben so wenig ohne seine Lanzette, wie Heinrich der Dritte ohne seinen Dolch aus. Die Royalisten spotteten über diesen, in ihren Augen lächerlichen König, weil er der Erste gewesen sei, der Blut vergossen hatte, um zu heilen.

Bei der historischen Abrechnung mit Louis Philipp ist etwas zu seinen Gunsten in Anschlag zu bringen. Ein Theil der Schuld trifft das Königthum, ein anderer die Regierung, ein dritter den König. Diese drei Kolonnen geben drei verschiedene Facits. Die Thatsachen, welche das Königthum charakterisiren, sind: Confisciren des demokratischen Rechts, wodurch der Fortschritt zum untergeordneten Interesse herabsank; gewaltsame Unterdrückung der Straßenprotestationen, militärische Exekution der Insurrektion, Füsilirung der Emeute, die Affaire der Rue Transnonain, die Kriegsgerichte und die Regierung mit dreimalhunderttausend Privilegirten. Die Regierung wird charakterisirt: durch den Verzicht auf Belgien; die etwas barbarische Eroberung Algiers, ähnlich der Indiens durch die Engländer: durch das, Abdel-Kader gebrochene Versprechen; durch Blaye, den Kauf von Deutz, die Bezahlung Pritchards.

Eine, mehr dem Familien- als Nationalgeiste zusagende Pol ik charakterisirt den König.

Wie man sieht, vermindern sich dadurch die dem Könige zur Last gelegten Fehler.

Der große Fehler, den er sich zu Schulden kommen ließ, war, daß er im Namen Frankreichs zu bescheiden war.

Woher kam dies?

Louis Philipp war ein zu väterlicher König. Die Familie, die eine Dynastie gründen will, hat Furcht vor Allem und will beim Brüten nicht gestört sein. Daher die außerordentliche Schüchternheit, die dem Volke mißfiel, das im 14. Juli eine bürgerliche und in Austerlitz eine militärische Tradition hatte. Wenn man übrigens von den öffentlichen Pflichten absieht, die zuerst erfüllt sein wollen, verdiente die Familie Louis Philipps sehr wohl, so zärtlich von ihm geliebt zu werden. Das Bild jener Häuslichkeit war in der That bewundernswerth. Talente und Tugenden reichten sich geschwisterlich die Hand. Eine der Töchter Louis Philipps, Marie von Orleans, hatte sich unter den Künstlern eben so einen Namen erworben, wie Karl von Orleans unter den Dichtern. Sie hatte in einer Jeanne d'Arc ihre Seele in Marmor ausgesprochen. Zwei Söhne Louis Philipps veranlaßten Metternich zu dem demagogischen Lobe:

„Das sind junge Leute, die kaum, und Prinzen, die gar nicht ihres Gleichen haben!

Das ist, ohne etwas auszulassen oder zu übertreiben, die Wahrheit über Louis Philipp.

Prinz Egalité sein, die Restauration und Revolution in einer Person vorzustellen, die beunruhigende Richtung des Revolutionärs mit der Festigkeit des Regenten zu verbinden, war das Schicksal Louis Philipps im Jahre 1830. Nie hat ein Mann sich vollständiger an ein Ereigniß angeschlossen. Sie verwuchsen mit einander. Louis Philipp ist das Mensch gewordene 1830, seine Verkörperung. Außerdem war er durch das Exil würdig auf den Thron vorbereitet worden. Er war verbannt worden, flüchtig, arm gewesen, hatte von dem Ertrage seiner Arbeit gelebt. In der Schweiz hatte dieser reichste, fürstliche Domänenbesitzer Frankreichs ein altes Pferd verkauft, um leben zu können. In Reichenau hatte er Unterricht in Mathematik ertheilt, während seine Schwester Adelaide nähte und stickte. Diese, mit einem Königstitel verflochtenen Erinnerungen begeisterten die Bourgeoisie. Er hatte mit eigenen Händen den letzten, unter Ludwig XI. gefertigten und unter Ludwig XV. benutzten eisernen Käfig zerstört. Er war der Gefährte von Dumoriez und der Freund Lafayettes gewesen. Mirabeau hatte ihm als einem

Mitgliede des Jakobiner-Clubs auf die Schulter geklopft und Danton: „Junger Mann!“ zu ihm gesagt.

Im Jahre 93, als er 24 Jahre alt war, hatte er als Herr von Chartres im Hintergrunde einer dunklen Convents-Loge dem Prozesse Ludwig des XVI. beigewohnt, den man so treffend den armen Tyrannen nannte. Die blinde Hellsichtigkeit der Revolution, die das Königthum im Könige, den König mit dem Königthum zerschmetterte, ohne bei dieser vandalischen Ausrottung der Idee, dem Menschen Rechnung zu tragen, das Sturmgebrüll der Tribunal-Versammlung, die ausforschende Volkswuth, den um eine Antwort verlegenen Capet, das schreckliche, verwunderte Schwanken und die Bestürzung dieses königlichen Hauptes in dem unheilvollen Sturmwinde, die relative Unschuld Aller in jener Katastrophe, derer, die richteten, wie derer, welche gerichtet wurden: Alles das hatte er mit angesehen, dem ganzen Schwindel beigewohnt, die Jahrhunderte vor den Schranken des Convents erblickt. Hinter dem unglücklichen Ludwig dem XVI., der an Allem Schuld gewesen sein sollte, hatte er im Dunkeln die Monarchie als furchtbare Angeschuldigte stehen sehen. Es war ihm noch genug Respekt einflößender Schrecken vor dieser kolossalen Volks-Justiz in der Seele geblieben, die fast eben so unpersönlich als göttliche Justiz war.

Die Revolution hatte gewaltige Spuren in ihm hinterlassen. In seinem Gedächtnisse lebten die großen Ereignisse jener Zeit ungeschwächt. Er wußte, was von einer Minute zur andern geschehen war. Eines Tages nannte er aus dem Kopfe alle mit A anfangenden Namen derjenigen Personen, welche zur konstituirenden Versammlung gehört hatten. Das wissen wir von einem Zeugen, an dessen Wahrhaftigkeit wir nicht zweifeln dürfen.

Louis Philipp war ein König beim Tageslicht. Als er regierte, war die Presse frei, die Tribüne frei, die Rede frei und das Gewissen frei. Die Septembergesetze sind durchsichtig. Obwohl er wußte, daß das Licht sich nicht gut mit der Gewalt und den Privilegien verträgt, ließ er doch seinen Thron im Lichte stehen. Die Geschichte wird ihm diese Loyalität danken.

Louis Philipp steht heut zu Tage, wie alle historischen, von der Bühne abgetretenen Männer, vor dem Richterstuhle des menschlichen Gewissens. Sein Prozeß hat erst eine Instanz durchlaufen.

Die Stunde in welcher die Geschichte ihr ehrwürdiges und unparteiisches Urtheil spricht, hat noch nicht für ihn geschlagen. Noch ist der Moment nicht gekommen, ein endliches Urtheil über diesen König auszusprechen. Der strenge und berühmte Historiker Louis Blanc hat noch kürzlich sein erstes Verdikt über ihn gemildert. Louis Philipp war der Erwählte jener beiden à peu près, die man die 221

und 1830, das heißt Halb-Parlament und Halb-Revolution nennt. Vom höheren philosophischen Standpunkte aus könnten wir ihn, wie wir oben bemerkt haben, nicht beurtheilen, ohne einen gewissen Vorbehalt Namens des absoluten demokratischen Prinzips. Im absoluten Sinne ist alles Usurpation, was außer dem Menschenrechte und Volksrechte liegt. Abgesehen davon, ist Louis Philipp, an und für sich betrachtet, vom Gesichtspunkte menschlicher Güte aus, nach althistorischem Style, einer der besten Fürsten, die je einen Thron bestiegen haben.

Was hat er gegen sich? Nur den Thron. Wenn man seinen Königstitel streicht, bleibt der Mensch nur ein guter Mensch, dessen Güte mitunter bewundernswerth ist. Oft betrat er, von schweren Sorgen heimgesucht, nachdem er den ganzen Tag über sich mit der ganzen Continental-Diplomatie herumgeschlagen hatte, erschöpft und schläfrig seine Gemächer. Was that er dann? Er nahm einen Stoß Akten zur Hand und brachte die Nacht damit zu, einen Criminal-Prozeß zu revidiren. Es schien ihm wohl der Mühe werth, Europa die Spitze zu bieten; er fand es aber noch viel lohnender, einen Menschen dem Henker zu entreißen. Er disputirte stets mit einem Justizminister und machte den General-Prokuratoren, den legalen Schwätzern, wie er sie nannte, jeden Fuß des Terrains der Guillotine streitig. Mitunter bedeckten hohe Aktenstöße seinen Tisch, die er alle prüfte. Es machte ihm Seelenangst, die Elenden zum Tode Verurtheilten dem Henker zu überlassen. Eines Tages sagte er zu demselben Zeugen, dessen wir oben gedachten: Diese Nacht habe ich sieben gewonnen! Die Todesstrafe war in den ersten Jahren seiner Regierung fast wie abgeschafft. Als das Schaffot wieder aufgerichtet wurde, ward dem Könige Gewalt angethan.

Unter der älteren Linie wurde der Grèveplatz verlassen und eine Art von bürgerlichem Richtplatz an der Barriere St. Jacques adoptirt. Die „praktischen Männer" fühlten, daß eine quasi Guillotine Noth thue.

Das war einer der Triumphe Casimir Perriers, der die engeren Interessen der Bourgeoisie vertrat, während Louis Philipp die liberalen derselben repräsentirte. Louis Philipp hatte mit eigener Hand Noten zu Beccaria geschrieben. Nachdem Fieschi seine Höllenmaschine versucht hatte, rief er: „Wie Schade, daß ich nicht verwundet worden bin! Ich hätte begnadigen können!"

Ein anderes Mal spielte er auf den Widerstand seiner Minister an und schrieb, mit Bezug auf einen politisch Verurtheilten: „Ich bewillige ihm Gnade, es bleibt mir nur noch übrig, sie zu erlangen."

Das bekundete eine seltene, hochherzige Denkungsart. Louis

Philipp war sanft wie Ludwig der Neunte und gut wie Heinrich der Vierte.

Da Güte in der Geschichte eine seltene Perle ist, so heißt, unserer Meinung nach, gut sein, fast noch mehr als groß sein.

Weil Louis Philipp von den Einen streng, von den Anderen sogar hart beurtheilt worden ist, so ist es ganz natürlich, daß ein Mann, der heut zu Tage selbst nichts mehr als ein Schatten ist, und diesen König gekannt hat, historisches Zeugniß für ihn abgiebt. Wie diese Aussage auch beschaffen sein mag, so liegt doch klar am Tage, daß sie durch kein Interesse diktirt wurde. Eine Grabschrift für einen Todten ist aufrichtig. Ein Schatten kann einen anderen Schatten trösten. Gleiches Schicksal berechtigt zum Lobe, und es ist nicht wohl zu fürchten, daß man von zwei in der Verbannung Begrabenen sage: „Der hat dem Andern geschmeichelt."

IV.

Risse im Fundamente.

In dem Augenblicke, wo das hier erzählte Drama in die dichten, tragischen Wolken dringt, welche den Anfang der Regierung Louis Philipps verdunkeln, mußten wir jede Zweideutigkeit beseitigen und uns nothwendig über diesen König aussprechen.

Louis Philipp war ohne Gewaltthat in die königliche Autorität eingerückt. Er hatte sich nicht direkt bei den Ereignissen betheiligt, sondern war durch eine revolutionäre Wendung an's Ruder gekommen. Diese stand dem eigentlichen Zwecke der Revolution offenbar sehr fern. Der Herzog von Orleans hatte dabei keine persönliche Initiative ergriffen. Er war geborener Fürst und hielt sich für den erblichen König. Er hatte sich dieses Mandat nicht selbst gegeben, hatte es sich keineswegs angeeignet. Man hatte es ihm angeboten und er hatte es angenommen. Ueberzeugt, unserer Meinung nach mit Unrecht, aber überzeugt war er, daß das, was man ihm anbot, Recht, die Annahme Pflicht war. Er nahm in Treue und Glauben an. Wir sagen mit bestem Gewissen, daß Louis Philipp im Besitze der Macht sich für eben so berechtigt hielt, als die Demokratie sie mit bestem Gewissen angriff, da die Schrecken der sozialen Kämpfe weder dem Könige noch der Demokratie zur Last gelegt werden können. Die Erschütterung der Prinzipien gleicht einer Elementar-Erschütterung. Der Ocean vertheidigt seine Gewässer, der Sturm die Lüfte, der König das Königthum, die Demokratie das Volk. Die Monarchie, als Relatives, widersteht dem Absoluten, das heißt der Republik. Die Gesellschaft blutet unter diesem Conflikte; aber das, was ihr heute Leiden verursacht, ist später ihre Rettung. In allen Fällen dürfen die, welche kämpfen, nicht getadelt werden.

Offenbar ist eine der Parteien im Irrthum, denn das Recht ist nicht, wie der Kolcß von Rhodus, auf beiden Ufern, mit einem Fuße in der Republik und mit dem andern im Königthum. Es ist untheilbar und findet sich nur auf einer Seite. Die, welche sich irren, irren sich aber ehrlich. Ein Blinder ist eben so wenig dafür verantwortlich, daß er nichts sieht, wie man einen Vendeer zum Räuber stempeln darf. Wir müssen daher die furchtbaren Collisionen in den Parteikämpfen nur dem verhängnißvollen Zustande der Verhältnisse zuschreiben. Wie die Stürme auch beschaffen sein mögen, menschliche Unverantwortlichkeit hängt eng damit zusammen.

Kommen wir indessen zum Schlusse unserer Betrachtung. Die Regierung von 1830 hatte gleich Anfangs ein schweres Leben. Gestern geboren, mußte sie heute schon kämpfen. Kaum eingesetzt, fühlte sie den noch so wenig befestigten Juli-Apparat in allen seinen Theilen beben.

Der Widerstand äußerte sich schon den Tag nachher. Vielleicht war er schon am Tage vorher geboren worden.

Die Feindseligkeiten traten, von einem Monate zum andern, immer deutlicher aus ihrem Verstecke hervor.

Die Julirevolution, welche im übrigen königlichen Europa wenig Anklang fand, war, wie bereits erwähnt, in Frankreich auf verschiedene Weise interpretirt worden.

Gott gibt den Menschen seinen sichtbaren Willen in den Ereignissen kund. Es ist ein dunkler, in geheimnißvoller Sprache geschriebener Text. Die Menschen übersetzen ihn auf der Stelle, hastig, mangelhaft, fehlerhaft. Sie lassen Lücken und Widersprüche dann, denn nur wenige Geister verstehen die göttliche Sprache. Die weisesten, ruhigsten, denkendsten entziffern sie langsam und wenn sie mit der Uebersetzung kommen, ist das Geschäft längst abgethan, sind schon zwanzig Deutungen auf öffentlichem Markte erschienen. Jede Uebersetzung ruft eine Partei, jeder Widerspruch eine Partei in der Partei hervor. Sie Alle glauben den wahren Text und das wahre Licht zu besitzen.

Die Staatsgewalt ist oft selbst nur eine Partei. Bei Revolutionen sieht man Schwimmer gegen den Strom kämpfen. Es sind die alten Parteien.

Die alten Parteien, welche sich an die Erblichkeit von Gottes Gnaden klammern, sagen, daß, weil die Revolutionen aus dem Aufruhrrechte hervorgegangen seien, man dieses Recht gegen sie anwenden könne. Das ist ein Irrthum. Bei Staatsumwälzungen ist das Volk nicht Empörer, sondern der König. Revolution ist genau das Gegentheil von Aufruhr. Jede Revolution bezweckt Herstellung eines normalen Zustandes. Das macht sie legitim. Falsche Revolutionäre

machen ihr mitunter Schande; demungeachtet überlebt sie Schimpf, Schande und Blutschuld. Die Revolutionen sind nicht das Werk des Zufalls, sondern das der Nothwendigkeit.

Revolution ist die Rückkehr vom Künstlichen, Gemachten zum Wirklichen. Sie ist, weil sie sein muß.

Die alten legitimistischen Parteien fielen trotzdem die Revolution von 1830 mit all der Heftigkeit an, die aus falschem Urtheile entspringt. Irrthümer sind treffliche Wurfgeschosse. Sie schleuderten sie kunstverständig dahin, wo sie verwundbar war, wo der Panzer seine Lücken hatte, wo es ihr selbst an Logik fehlte. Sie griffen die Revolution im Königthum an und riefen ihr zu: Warum denn der König, Revolution! Die Parteien sind richtig zielende Blinde!

In dieses Geschrei stimmten die Republikaner ebenfalls ein. Das war von ihrer Seite logisch. Was bei den Legitimisten Blindheit war, war Hellsichtigkeit bei den Demokraten. 1830 hatte beim Volke Bankerott gemacht. Das warf ihm die entrüstete Demokratie vor.

Die Julidynastie kämpfte also nach rückwärts und vorwärts, gegen die Vergangenheit und gegen die Zukunft. Sie repräsentirte den Moment, im Streite mit den monarchischen Jahrhunderten einerseits und dem ewigen Rechte andererseits.

Da 1830 übrigens nach außen nicht mehr Revolution bedeutete, weil es Monarchie geworden war, so mußte es sich nach Europa richten. Die Lage wurde noch verwickelter, weil der Friede gewahrt werden mußte. Eine unpassende Ruhe ist oft lästiger, als ein Krieg. Aus diesem dumpfen Conflikte, diesem ununterbrochenen Grollen mit dem Maulkorbe, entstand der bewaffnete Friede, dieses ruinirende Auskunftsmittel einer sich selbst mißtrauenden Civilisation. Das Julikönigthum bäumte sich unwillkürlich in den Strängen der europäischen Cabinette. Metternich hätte es gern zur Ruhe gebracht. In Frankreich von der Fortschrittspartei angestachelt, trieb es die europäischen Monarchieen in ihrem Schneckengange an. Selbst geschleppt wurde es Schlepper.

Inzwischen tauchten im Inneren immer zahlreichere und drohendere Fragen auf, die den Ernst der Situation noch erhöhten. Das waren die Fragen über Pauperismus, Proletariat, Gehalt, Unterricht, Strafgesetzgebung, Prostitution, Stellung der Frauen, Reichthum, Elend, Produktion, Consumtion, Repartition, Tausch, Münz- und Creditwesen, Kapital- und Arbeitsrecht.

Eine besondere Bewegung machte sich noch, unabhängig von den eigentlichen politischen, in den Parteien bemerklich. Die demokratische Gährung wurde durch die philosophische beantwortet. Die

Elite der Gesellschaft fühlte sich in den Strudel gezogen, wie die Menae, zwar auf andere Weise, aber eben so stark.

Die Denker grübelten, während die Basis, das heißt das Volk, unter der Wirkung revolutionärer Strömungen, wie von epileptischen Zuckungen ergriffen, bebte. Die theils allein stehenden, theils familienartig gruppirten Denker prüften friedlich, aber tief eingehend, die sozialen Fragen und trieben, unerschütterlich wie Bergleute, ihre Stollen ruhig in die Tiefen des, durch dumpfe Erschütterungen und die im Schlunde flammende Lava kaum beunruhigten Vulkans.

Diese Ruhe war nicht das weniger schöne Schauspiel jener bewegten Epoche.

Jene Männer überließen es den politischen Parteien, die Rechtsfrage zu lösen und beschäftigten sich nur mit der Glücksfrage.

Ihr ganzes Streben galt nur dem Menschenwohle. Die materiellen, die Ackerbau-, Industrie- und Handelsfragen hatten für sie fast die Bedeutung einer Religion. In der Civilisation, so wie sie etwas mit Gottes Hülfe, zum größten Theile aber mit Hülfe der Menschen zu Stande bringt, combiniren, verbinden und verschmelzen sich die Interessen zu einem wahrhaft harten Felsen Das dynamische Gesetz seiner Formation wird von Staatsöconomen, diesen Geologen der Politik, geduldig studirt.

Diese Männer, welche sich unter verschiedenen Titeln gruppirten, die man aber unter den generischen Bezeichnung Sozialisten zusammenfassen kann, suchten den Felsen zu durchbohren, um den lebendigen Strom menschlicher Glückseligkeit daraus hervorsprudeln zu lassen.

Ihre Arbeiten umfaßten Alles, von der Frage über das Schaffot, bis zu der über den Krieg. Zu dem, von der französischen Revolution proklamirten Menschenrechte fügten sie die Rechte des Weibes und Kindes hinzu.

Man wird es wohl erklärlich finden, wenn wir hier, aus verschiedenen Gründen, die von den Sozialisten aufgestellten Fragen nicht ausführlich in theoretischer Beziehung behandeln. Wir beschränken uns nur darauf, sie anzudeuten.

Alle Probleme, welche sich die Sozialisten stellten, abgesehen von den Visionen über die Entstehung der Welt und mystischen Träumereien, können sämmtlich auf zwei Hauptprobleme zurückgeführt werden:

Erzeugung des Reichthums. Vertheilung desselben.

Das erste Problem schließt die Frage über die Arbeit ein; das zweite die Frage über den Lohn.

Im ersten Problem handelt es sich um Anwendung der Kräfte im zweiten um Vertheilung der Genüsse.

Aus der guten Anwendung der Kräfte entspringt die öffentliche Macht; aus der guten Vertheilung der Genüsse das individuelle Glück.

Unter guter Vertheilung muß man nicht die gleichmäßige, sondern die billige, angemessene verstehen.

Aus den beiden Faktoren: öffentliche Macht nach Außen, individuelles Glück im Innern, entspringt die soziale Glückseligkeit.

Soziales Glück will heißen: glücklicher Mensch, freier Bürger, große Nation.

England löst das erste der beiden Probleme. Es schafft auf bewunderswerthe Weise den Reichthum und vertheilt ihn, aber schlecht. Die Lösung ist also nur einseitig und führt auf verhängnißvolle Weise zu den beiden Extremen: ungeheurer Reichthum und ungeheures Elend. Die Einen genießen und die Andern entbehren Alles. Lehnsherrlichkeit, Privilegien, Ausnahmestand, Monopole, alles das existirt auf Kosten der Arbeiter. Das ist eine falsche und gefährliche Situation, weil die öffentliche Macht sich auf das Privatelend stützt und die Größe des Staates in den Leiden des Einzelnen wurzelt. In dieser übel construirten Größe finden sich zwar alle materiellen Elemente, aber kein einziges moralisches.

Der Communismus und das Agrargesetz glauben das zweite Problem zu lösen. Darin irren sie sich. Bei ihrer Vertheilung geht die Produktion unter. Gleiche Theile tödten den Wetteifer, schaffen folglich die Arbeit ab. Der Metzger macht es auch so. Er tödtet was er vertheilt. Wir können unmöglich bei diesen angeblichen Lösungen verweilen. Den Reichthum vernichten, heißt, ihn nicht vertheilen.

Die beiden Probleme müssen, wenn sie gut gelöst sein sollen, zusammen gelöst werden. Es handelt sich nicht um zwei von einander verschiedene Fragen, sondern es handelt sich um eine combinirte Lösung.

Löst man nur eins der beiden Probleme, so bietet sich in Venedig oder in England ein Beispiel. Man ist alsdann, wie Venedig, eine künstliche oder wie England eine materielle Macht, das heißt, ein schlechter Reicher, der durch einen Akt der Gewaltthätigkeit umkommt, wie es Venedig erging, oder durch einen Bankerutt, wie England fallen wird. Die Welt sieht dem Fallen und Sterben ruhig zu, weil sie alles untergehen läßt, was nur Egoismus ist, was nicht für das Menschengeschlecht eine Tugend oder eine Idee repräsentirt.

Wir verstehen hier unter Venedig und England nicht Völker, sondern soziale Institutionen, die den Nationen übergeordneten Oli-

garchien und nicht die Völker selbst. Die Völker suchen immer unsere Achtung und unsere Sympathie. Venedig wird als Volk wieder aufleben, England als Aristokratie fallen, aber als Nation unsterblich sein. Nachdem wir dieses vorausgeschickt haben, fahren wir fort.

Man löse also die beiden Probleme gleichzeitig, ermuthige den Reichen, unterdrücke das Elend, mache der ungerechten Ausbeutung des Schwachen durch den Starken ein Ende, suche der ungerechten Eifersucht derjenigen wirksam zu begegnen, die ihr Ziel noch nicht erreicht haben, theile den Lohn brüderlich und in richtigem Verhältniß zur Arbeit aus, lasse den Unterricht Verpflichtung und unentgeltlich sein, mache die Wissenschaft zur Basis der Männlichkeit, beschäftige Köpfe und Arme, sei ein mächtiges Volk und gleichzeitig eine Familie beglückter Menschen, demokratisire das Eigenthum, nicht durch Abschaffung, sondern durch Verallgemeinerung dergestalt, daß jeder Bürger ohne Unterschied Eigenthümer sei, was leichter ist als man glaubt, wisse mit kurzen Worten den Reichthum zu erzeugen und auch zu vertheilen: dann ist man im Besitze der materiellen und moralischen Größe.

Das ist, abgesehen von den Verirrungen einiger Sekten, was der Socialismus wollte, was er thatsächlich zu bewerkstelligen suchte und lehrte. Bewunderswerthes Streben! Heiliger Versuch! Der Kampf dieser Lehren und Theorien mit der Wirklichkeit; die unerwartete Nothwendigkeit für den Staatsmann, mit dem Philosophen abzurechnen; andere unvermeidlich scheinende Nothwendigkeiten; das Schaffen einer neuen Politik, die im Einklange mit der alten Welt und mit dem revolutionären Ideal nicht zu sehr im Widerspruche stand; eine Situation, in welcher Lafayette verbraucht werden mußte, um Polignac zu vertheidigen; die klare Erkenntniß des Fortschritts im Aufruhr; die Beziehungen der Kammer zum öffentlichen Leben; die Herstellung des Gleichgewichtes bei den verschiedenartigsten Forderungen; sein Glaube an die Revolution; vielleicht auch, man weiß nicht recht welche, aus der schwankenden Annahme eines höheren, definitiven Rechtes hervorgegangene Ergebung in den göttlichen Willen; sein Entschluß, an seiner Abstammung zu halten; sein Familiengeist; seine aufrichtige Achtung vor dem Volk; seine eigene Ehrbarkeit; nahmen Louis Philipp fast schmerzlich in Anspruch und machten ihm, so stark und muthig er auch war, die Krone zu einer schweren Last.

Er fühlte den Boden sich unter seinen Füßen auflösen, obwohl er noch nicht in Staub zerfiel, da Frankreich mehr als jemals Frankreich war.

Finstere Wolken häuften sich am Horizonte und hüllten all-

mählig Menschen, Zustände und Ideen in düstere Schatten ein. Diese Wolken hatten Zorn und Systeme angehäuft. Alles was hastig erstickt worden war, bewegte sich wieder und gährte. Sophismen und Wahrheiten stritten sich um die Herrschaft. Dadurch wurde die Luft so verdorben, daß sie gewissenhaften Leuten mitunter hörbar das Athmen erschwerte. Die Gemüther bebten in sozialer Angst, wie Laub beim Nahen des Sturmes. So groß war die elektrische Spannung, daß in gewissen Momenten der erste beste Unbekannte das größte Aufsehen erregte. Das glich dem Leuchten der Blitze am mächtigen, gewitterumzogenen Himmel. In Zwischenräumen vernahm man ein dumpfes, anhaltendes Grollen, woraus man auf die Masse der in den Wolken enthaltenen Electrizität schließen konnte. Seit der Julirevolution waren kaum zwanzig Monate verflossen. Das Jahr 1832 war, nahe bevorstehendes Unheil weissagend, aufgegangen. Die Noth des Volkes, der brodlosen Arbeiter, das Verschwinden des letzten Prinzen von Condé, die Vertreibung der Nassauer aus Brüssel, wie der Bourbonen aus Paris, die offerirte Abtretung Belgiens an einen französischen und die wirkliche an einen englischen Prinzen, der Haß des russischen Kaisers Nikolaus, die Nachbarschaft zweier Dämonen im Süden, Ferdinands in Spanien und Miguels in Portugal, der zitternde Boden Italiens, der seine Hand nach Bologna ausstreckende Metternich, das barsche Auftreten Frankreichs gegen Oesterreich in Ankona, im Norden ein unbestimmtes, unheilverkündendes Geräusch vom Hammer des in seinen Sarg wieder eingenagelten Polens, die zornigen Blicke von ganz Europa, welche auf Frankreich und England gerichtet waren, den verdächtigen Alliirten, der bereit war, dem Straucheln den einen Stoß zu geben und sich auf den Fallenden zu stürzen, die sich hinter Beccaria verschanzende, der Justiz vier Köpfe absprechende Pairie, das Auswischen der Lilien auf dem Wagen des Königs, das Herabreißen des Kreuzes von Notre-Dame, die Verkleinerung Lafayettes, der Ruin Laffittes, der Tod Benjamin Constants in Dürftigkeit, Casimir Périers Tod bei ohnmächtiger Staatsgewalt, das gleichzeitige Auftreten der politischen und sozialen Krankheit in den beiden Hauptstädten des Reichs, in der Stadt der Gedanken und in der Arbeiterstadt, der Bürgerkrieg in Paris und der servile Krieg in Lyon, in beiden Städten derselbe Feuerschein, eine vulkanische Purpurröthe auf der Volksstirn, der fanatische Süden, der unruhige Westen, die Herzogin von Berry in der Vendée, die Complotte, Verschwörungen, Aufstände und die Cholera: fügten zum unheilvollen Wirrwar der Ideen noch den düsteren Tumult der Ereignisse.

V.
Thatsachen, die Geschichte machen, wovon die Geschichte aber nichts weiß.

Gegen Ende des Monats April hatte sich die Situation im Ganzen verschlimmert. Früher gährte es, nun fing es an zu kochen. Seit 1830 waren hier und da kleine, vereinzelte, schnell unterdrückte, aber stets wieder auftauchende Aufstände vorgekommen, welche auf einen weit verbreiteten unterirdischen Brand hinwiesen. Man brütet etwas Schredliches. Die Möglichkeit einer Revolution lag in wahrnehmbaren, wenn auch etwas verschwommenen Umrissen vor. Frankreich sah auf Paris und Paris auf das Faubourg Saint-Antoine.

Die dumpfe Gährung im Faubourg Saint-Antoine nahm einen drohenden Charakter an. Es fing an zu sieden.

In den Wirthshäusern der Rue de Charonne herrschte ein ernster und stürmischer Ton. Es handelte sich da ganz einfach um Sein oder Nichtsein der Regierung. Man diskutirte öffentlich die Frage, ob man sich schlagen oder nicht schlagen sollte. Es gab Hinterlokale, in welchen man die Arbeiter schwören ließ, sich beim ersten Allarmzeichen in der Straße einzufinden und „sich zu schlagen, ohne die Zahl der Gegner zu berücksichtigen.“ Diejenigen, welche sich dazu verpflichteten, wurden von einem seitwärts sitzenden Manne mit den gravitätischen Worten: Hörst du? du hast es geschworen! noch besonders an ihr Versprechen erinnert. Mitunter versammelte man sich auch in einem verschlossenen Zimmer des ersten Stockes, wo Scenen nach Art der Freimaurerei vorfielen. Man ließ den Eingeweihten schwören, um ihm und den Familienvätern einen Dienst zu erzeigen. So lautete die Formel.

In den Kneipen und Wirthsstuben las man Umsturzbroschüren. In einem geheimen Berichte jener Zeit heißt es: Sie bearbeiteten die Regierung mit dem Flintenkolben!

Man hörte da Reden wie die folgenden:

Ich kenne die Namen der Chefs nicht. Wir werden sie erst 2 Stunden vorher erfahren, wenn es losgeht.

Ein Arbeiter sagte unter anderm: Wir sind unserer dreihundert. Wenn Jeder zehn Sous gibt, so macht das hundertundfünfzig Franken, um Kugeln und Pulver zu kaufen. Ein Anderer sagte: Ich brauche keine sechs Monate, sondern nur zwei. Ehe vierzehn Tage um sind, stehen wir auf gleichem Fuße mit der Regierung und mit fünfundzwanzig Tausend Mann stellen wir uns ihr gegenüber. — Noch ein Anderer erklärte: Ich lege mich heute nicht zu Bett, weil ich die ganze Nacht Patronen mache. Von Zeit zu Zeit erschienen Leute in „bürgerlicher und feiner Kleidung“, machten „Complimente“, sahen „gebieterisch“ darein, drückten den „angesehen-

sten Personen" die Hand und gingen dann wieder fort. Sie blieben niemals länger als zehn Minuten in einem Lokale. Man tauschte sehr geheimnißvolle Redensarten mit leiser Stimme aus, wie z. B.: — das Complott ist reif; es läuft über! oder — Sie „summten" Alle, wie einer der Theilnehmer sich ausdrückte. Die Aufregung war so groß, daß eines Tages ein Arbeiter in einem sehr besuchten Wirthshause ausrief: — Wir haben keine Waffen! — Darauf antwortete einer seiner Kameraden: — Die Soldaten haben welche! Er parodirte dabei, ohne es zu wollen, die Proklamation Bonapartes an die Armee in Italien. — „Wenn es sich um etwas Geheimeres handelte, heißt es in einem Rapporte, so theilten sie es dort nicht mit." Es ist schwer zu begreifen, was sie sonst noch mehr geheim halten wollten, nach dem, was sie da gesagt hatten.

Die Zusammmenkünfte fanden mitunter nur periodisch statt. An gewissen Orten versammelte man sich nur zu acht oder zehn. Es waren immer dieselben Personen. In anderen Lokalen hatte Jeder Zutritt und oft war der Saal so angefüllt, daß man keinen Sitz finden konnte.

Die Einen trieb Enthusiasmus und Leidenschaft hin, die Anderen, weil das Lokal auf ihrem Wege lag, wenn sie zur Arbeit gingen. Wie zur Zeit der Revolution gab es in jenen Kneipen patriotische Weiber, welche die neu Angekommenen umarmten.

Manche Thatsachen sprechen noch deutlicher.

Ein Mann besuchte ein Wirthshaus; er trank und sagte beim Fortgehen: — Weinwirth! was ich schuldig bin, bezahlt die Revolution!

Bei einem Wirthe, gegenüber der Rue de Charonne, ernannte man „revolutionäre Agenten." Die Loose wurden aus Mützen gezogen.

Bei einem Fechtmeister, der seine Stunden in der Rue de Cotte gab, wurden Arbeiterversammlungen abgehalten. Er besaß eine sehr reiche Sammlung von Waffen, hölzernen Degen, Stöcken, Knüppeln und Rappieren.

Eines Tages, als man die Rappieren befreite, sagte ein Arbeiter: Wir sind fünfundzwanzig, aber man rechnet nicht auf mich, weil man mich für eine Maschine hält! Das war der später so bekannt gewordene Quenisset.

Nach und nach wurde, was man im Geheimen aussann, auf seltsame Weise offenkundig. Eine Frau, die vor ihrer Thür kehrte, sagte zu einer anderen Person: Man arbeitet schon seit langer Zeit daran, Patronen zu machen. Man las auf offener Straße die an die Departements-Nationalgarden gerichteten Proklamatio-

nen. Eine derselben war mit „Burtol, Marchand de Vin", unterzeichnet.

Eines Tages stand ein Mann an der Thüre eines Liqueurladens des Marché Lenoir. Er hatte einen großen Bart, italienischen Accent, stieg auf einen Eckstein und las mit lauter Stimme ein eigenthümliches Schreiben vor, das von einer unbekannten Macht herzurühren schien. Um ihn herum hatten sich Gruppen gebildet, die ihm Beifall zuriefen. Man notirte sich die Stellen, welche am meisten die Menge aufregten: „Unsere Lehren sind in Fesseln geschlagen, unsere Proklamationen zerrissen, unsere Zettelanschläger belauert und ins Gefängniß geworfen." — — „In unseren obscuren Reihen wird an der Zukunft der Völker gearbeitet." — — Die Alternative war so gestellt: „Aktion oder Reaction, Revolution oder Contrerevolution." — — „An dem Tage, an welchem wir Euch nicht mehr zusagen, mögt Ihr uns nur zerschmettern, bis dahin aber marschirt mit uns."

Alles das geschah am hellen Tage.

Andere noch verwegenere Thaten erregten eben wegen ihrer Kühnheit Verdacht beim Volke. Am 4. April 1832 bestieg ein Vorübergehender einen Eckstein der Rue Sainte-Marguerite und rief: Ich gehöre zu Babeuf! Aber unter Babeuf witterte das Volk Gisquet, den Polizeipräfecten. Dieser Mann sagte unter Anderm: „Nieder mit dem Eigenthume! Die Opposition zur Linken ist feige und verrätherisch. Sie predigt die Revolution, wenn sie Recht haben will, ist demokratisch um nicht geschlagen zu werden und royalistisch, um nicht zu kämpfen. Die Republikaner sind gefiederte Thiere. Mißtrauet den Republikanern, Bürger! Arbeiter!

Schweige! Bürger-Spion! schrie ein Arbeiter.

Damit war der Rede ein Ende gemacht.

Es geschahen mysteriöse Dinge. So begegnete ein Arbeiter bei Tagesanbruch in der Nähe des Kanals „einem gutgekleideten Mann" der ihn frug: „Wohin gehst Du, Bürger?" „Mein Herr, versetzte der Arbeiter, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen." „Ich kenne Dich aber wohl," sagte der Andere, „fürchte nichts. Ich bin Agent des Comites. Man hat Dich in Verdacht, nicht zuverlässig zu sein. Du weißt, daß man Dich im Auge hat, wenn es Dir einfallen sollte, etwas mitzutheilen." Darauf gab er dem Arbeiter einen Handschlag und ging fort, indem er beim Abschied noch sagte „Wir werden uns bald wiedersehen!"

Die überall spähende Polizei sammelte solche Aeußerungen in Wirthshäusern, öffentlichen Lokalen und auf den Straßen: „Lasse Dich rasch aufnehmen," sagte ein Weber zu einem Schreiner.

Weshalb denn?

Es wird bald was zu schießen geben.

Zwei zerlumpte Individuen hielten folgenden an die Jacquerie erinnernden Dialog:

Wer regiert uns?

Herr Louis Philipp!

Nein, die Bourgeoisie!

Man würde sich jedoch täuschen, wenn man glaubte, daß wir das Wort Jacquerie im üblen Sinne nehmen. Die Jacques waren Arme. Hungerleiden heißt Recht haben.

Ein anderes Mal gingen zwei Männer vorüber, von welchem der eine zum andern sagte: Wir haben einen hübschen Angriffsplan. —

Aus einer intimen Unterredung zwischen vier in einem Graben des Rond-point der Barriere du Trône kauernden Männern entnahm man nur Folgendes:

Man wird sein Möglichstes thun, daß er nicht mehr in Paris herumspaziert.

Wer war dieser Er? — Drohendes Dunkel.

„Die Hauptmänner“, wie man in Faubourg sagte, hielten sich verborgen.

Man glaubte, daß sie sich in einem Wirthshause bei der Ponte St. Eustache versammelten. Ein gewisser Aug. —, Vorsteher einer Hülfsgesellschaft für Schneider, in der Rue Mondétour, wurde als Centralvermittler zwischen den Chefs und dem Faubourg St. Antoine angesehen. Demungeachtet wußte man nur sehr wenig über diese Chefs. Der sonderbare Stolz in der Antwort eines der Angeklagten vor dem Pairhofe konnte durch keine sichere Thatsache geschwächt werden.

Wer war ihr Chef? frug man ihn.

Ich kannte keinen, sagte er, und würde keinen anerkannt haben.

Das waren freilich nur Worte, Redensarten von größerer oder geringerer Tragweite, Gerüchte u. s. w. Es tauchten aber auch andere Indizien auf.

Ein Zimmermann, der in der Rue de Rueilly mit Festnageln von Pallisaden und Bohlen um ein Grundstück beschäftigt war, auf welchem ein Haus aufgeführt wurde, fand in diesem Terrain ein abgerissenes Stück von einem Briefe, der folgende noch leserliche Zeilen enthielt:

„Das Comite muß seine Maßregeln ergreifen, um die Rekrutirung in den Sectionen der verschiedenen Gesellschaften zu verhindern.“

Im Postskriptum stand:

„Wir haben vernommen, daß Gewehre in der Rue du Faubourg - Poissonnière Nr. 5 (bis), in der Zahl von fünf bis sechs-

tausend, bei einem Waffenschmiede im Hofe zu finden sind. Die Sektion besitzt keine Waffen."

Der Zimmermann stutzte und zeigte das Papier seinen Nachbarn. Einige Schritte weiter, hatte er noch ein anderes, ebenfalls zerrissenes und bezeichnenderes Dokument gefunden, das folgende Form hatte, die wir, weil sie ein historisches Interesse bildet, hier mittheilen:

Q	C	D	E	Lernet diese Liste auswendig. Alsdann zerreißt sie. Die Leute, welche zugelassen sind, werden dasselbe thun, wenn ihr ihnen Befehle überbracht habt. Gruß und Brüderlichkeit! L. 1 u og a fe.

Die Personen, welche um das Geheimniß dieses Fundes wußten, erfuhren erst später, was die 4 Buchstaben Q, C, D, E bedeuteten. Nämlich Quinturions, Centurions, Dècurions, Eclaireurs. Die andern Buchstaben u og a! fe bedeuteten ce 15 avril 1832. In jeder Colonne standen Namen mit sehr bezeichnenden Angaben.

So unter Q: Bannerel. 8 Flinten. 83 Patronen. Sicherer Mann. Unter C: Boubière. 1 Pistole. 40 Patronen. Unter D: Rollet. 4 Rappier. 1 Pistol. 1 Pfund Pulver. Unter E: Teissier. 1 Säbel. 1 Patrontasche. Pünktlich. — Terreur. 8 Gewehre. Brav u. s. w.

Derselbe Zimmermann fand endlich noch in demselben Gehege ein drittes Papier, auf welchem mit Bleistift, aber sehr leserlich, folgende ziemlich räthselhafte Liste verzeichnet war:

Unitè. Blanchard: arbre-sec 6.
Barra. Solze. Salle-au-Comte.
Kosciusko. Aubry le boucher?
J. J. R.
Caius Gracchus.
Droit de révision. Dufond. Four.
Chute des Girondins. Derbac. Maubuée.
Washington. Pinson. 1 Pist. 86 cart.
Marseillaise.
Souver. du peuple. Michel. Quin campoix.
Larbre.

Hoche.

Marceau. Platon. Arbre-sec.

Varsovie, Tilly, crieur du Populaire.

Der achtbare Bürger, in dessen Hände die Liste gefallen war, behauptete, die Bedeutung derselben zu kennen. Es scheint, daß diese Liste die vollständige Nomenklatur der Sektionen des vierten Arrondissements der Gesellschaft der Droits de l'Homme (Menschenrechte), so wie auch die Namen und Wohnungen der Abtheilungschefs enthielt. Heut zu Tage kann man alle diese unbekannt gebliebenen Thatsachen, weil sie nur noch der Geschichte angehören, veröffentlichen. Man muß indessen bemerken, daß die Gründung der Gesellschaft der Menschenrechte nach der Zeit stattgefunden zu haben scheint, als dieses Papier gefunden wurde. Vielleicht war es nur ein Entwurf.

Inzwischen fingen Thatsachen allmälig lauter an zu sprechen als Schriften und Reden.

In der Rue Popincourt nahm man in der Kommodenschieblade eines Trödlers sieben zusammengefaltene Bogen graues Papier in Beschlag; in demselben befanden sich sechsundzwanzig Patronen und eine Karte, auf welcher man Folgendes las:

Salpeter 12 Unzen.

Schwefel 2 Unzen.

Kohlen, 2 und eine halbe Unze.

Wasser, 2 Unzen.

Das Protokoll über die Beschlagnahme stellt fest, daß die Schieblade stark nach Pulver roch.

Ein Maurer vergaß, nachdem er sein Tagewerk verrichtet hatte, ein kleines Paket auf einer Bank bei der Austerlitzbrücke. Dieses Paket wurde nach der Wachtstube getragen. Man öffnete es und fand darin zwei gedruckte, mit Lahaudière unterzeichnete Gespräche, ein Lied: „Arbeiter, thut Euch zusammen", und eine mit Patronen gefüllte Büchse aus Eisenblech.

Ein anderer Arbeiter ließ einen Kameraden fühlen, wie heiß ihm sei. Da bemerkte dieser, daß er ein Pistol unter der Weste trug.

In einem Graben auf dem Boulevard, zwischen dem Père Lachaise und der Barriere du Trone, fanden Kinder am entlegensten Theile des Boulevard unter einem Haufen von Hobelspänen und Abfall einen Beutel, in welchem sich eine Kugelform, ein hölzerner Apparat zum Patronenmachen, eine Büchse mit einigen Pulverkörnern und ein kleiner gußeiserner Kessel fanden, in welchem Blei geschmolzen worden war.

Eines Morgens um fünf Uhr drangen Polizeiagenten unver-

sehens bei einem gewissen Pardon ein, der später Mitglied der Section Barricade=Merry war und während des Aufstandes im April 1834 getödtet wurde. Sie fanden ihn bei seinem Bette stehend und mit der Anfertigung von Patronen beschäftigt.

Zwischen der Barriere Picpus und der Barriere Charenton sah man zu einer Zeit, als die Arbeiter sich ausruhten, in einem kleinen Seitenwege zwischen zwei Mauern bei einem Wirthe, vor dessen Thüre sich ein sogenanntes Siamspiel befindet, zwei Männer mit einander plaudern. Der Eine zog ein Pistol unter seiner Blouse hervor und übergab es dem andern. Da bemerkte er, daß die Ausdünstung seiner Brust das Pulver auf der Pfanne etwas feucht gemacht hatte. Er schüttete daher das vorhandene Pulver aus und füllte die Pfanne mit trockenem Pulver. Dann verließen sich die beiden Männer.

Ein Mann Namens Gallais, der bei der Aprilaffaire in der Rue Beaubourg blieb, rühmte sich, siebenhundert Patronen und vier und zwanzig Flintensteine zu besitzen.

Eines Tages wurde die Regierung benachrichtigt, daß in einer Faubourg Waffen und zweimalhunderttausend Patronen vertheilt würden. Die Woche darauf wurden dreißig Tausend Patronen vertheilt. Merkwürdiger Weise konnte sich die Polizei keiner einzigen bemächtigen. In einem aufgefangenen Briefe stand Folgendes:

„Der Tag ist nicht mehr fern, an welchem in vier Stunden vier und zwanzig tausend Patrioten unter den Waffen stehen werden.“

Diese ganze Gährung war öffentlich und man könnte beinahe sagen ruhig. Der nahe bevorstehende Aufstand entwickelte sich ruhig unter den Augen der Regierung. Die noch nicht zum Ausbruch gekommene, aber schon wahrnehmbare Krisis bot alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten dar. Die Bürger unterhielten sich friedlich mit den Arbeitern über das, was vorbereitet wurde. Man frug sich sogar: Wie geht's mit dem Aufstande? in demselben Tone wie man gefragt haben würde: Was macht Ihre Frau? Ein Möbelhändler in der Rue Moreau frug: Nun, wann greifen Sie an?

Ein anderer Krämer sagte:

Man wird bald angreifen. Ich weiß es. Vor einem Monate waren ihrer fünfzehn Tausend, jetzt seid ihr fünfundzwanzig. Er bot sein Gewehr an und ein Nachbar bot ihm ein kleines Pistol an, das er für sieben Franken verkaufen wollte.

Das revolutionäre Fieber griff um sich. Es herrschte an allen Orten, in Paris sowohl als in Frankreich. Die Pulsader schlug überall. Das Netz der geheimen Gesellschaften dehnte sich über das ganze Land aus, wie jene Bläschen, welche, bei gewissen Entzün-

dungen, sich im Innern des menschlichen Körpers bilden. Aus der zu gleicher Zeit öffentlichen und geheimen Association der Amis du Peuple (Volksfreunde) entstand die Gesellschaft der Droits de l'Homme, (Menschenrechte) die einen ihrer Tagesbefehle folgendermaßen datirte: „Pulviose, im Jahre 40 der republikanischen Zeitrechnung." Dieses Datum überlebte die Gesellschaft, welche in Folge eines Assisenbeschlusses aufgelöst wurde. Ihre Sektionen führten folgende bezeichnende Namen:

Des pipues.
Tocsin.
Canon d'alarme.
Bonnet phrygien.
21. Janvier.
Des Gueux.
Des Truands.
Marche en avant.
Robespierre.
Niveau.
Ça ira.

Aus der Gesellschaft der Droits de l'Homme ging die Gesellschaft Action (That) hervor. Die Theilnehmer derselben hatten die Trennung herbeigeführt, weil es ihnen an Geduld fehlte. Andere Associationen bildeten sich aus den größeren Stammgesellschaften. Die Sektirer beklagten sich, hin und her gerissen zu werden. So entstand die Société Gauloise und das Comité organisateur des municipalités, die Associationen: pour la liberté de la presse, und pour la liberté individuelle, pour l'instruction du peuple und contre les impôts indirects. Die Société des Ouvriers Egalitaires theilte sich in drei Fraktionen: die égalitaires, Communisten und Reformisten. Die Bastillenarmee war eine Art militärisch organisirte Cohorte. Vier Mann standen unter einem Korporal, zehn unter einem Sergeanten, zwanzig unter einem Unterlieutenant und vierzig unter einem Lieutenant. Mehr als fünf Leute kannten sich nicht. Diese ebenso vorsichtige als kühne Organisation scheint dem revolutionären Genie Venedigs nachgebildet zu sein. Das an der Spitze befindliche Centralcomite hatte zwei Arme, die Société d'Action und die Armée des Bastilles. Unter die republikanischen Verzweigungen hatte sich auch eine legitimistische Association, die Chevaliers de la Fidelité, eingeschlichen. Sie wurde denunzirt und ausgestoßen. Die pariser Gesellschaften standen mit allen Hauptstädten in Verbindung. Lyon, Nantes, Lille und Marseille hatten ihre Gesellschaft der Droits de l'Homme, und Charbonnière, der Hommes libres. In Aix tagte außerdem noch eine revolutionäre Gesellschaft unter dem Namen Cougourde. Wir haben diesen Namen bereits ausgesprochen.

Der Faubourg St. Marceau in Paris war nicht minder unruhig als der Faubourg St. Antoine. In den Schulen herrschte dieselbe Aufregung. Ein Kaffeehaus in der Rue Hyacinthe und eine Schenkwirthschaft „zu den sieben Billards" in der Rue des Mathurins St. Jacques waren die Orte, an welchen die Studenten zusammenkamen. Die Gesellschaft der Freunde des ABC stand mit den Mutuellisten von Angers und mit der Couaourde von Aix in Verbindung. Die Mitglieder kamen im Café Musain zusammen. Dieselben jungen Leute fanden sich auch bei einem Restaurant und Wirth, nahe bei der Rue Montétour, ein. Man nannte das Lokal Corinthe. Diese Versammlungen fanden im Geheimen Statt. Andere wurden so öffentlich wie möglich abgehalten. Wie kühn man sich dabei benahm, mag man aus folgendem Verhöre schließen, das bei einem späteren Verhöre stattfand:

Wo fand diese Zusammenkunft statt?

In der Rue de la Paix.

Bei wem?

Auf der Straße.

Welche Sectionen waren da?

Eine einzige.

Welche?

Die Section Manuel.

Wer war der Chef?

Ich.

Sie sind viel zu jung, um ganz allein den ernsten Entschluß gefaßt zu haben. die Regierung zu stürzen. Von wem erhielten Sie Ihre Instruktionen?

Vom Central-Comite.

Die Armee war eben so unterminirt, als die Bevölkerung, wie dies später stattgefundene Aufstände in Béfort, Luneville und Epinal bewiesen haben. Man zählte auf das 52., 5., 8., 37. und 20. leichte Regiments. In der Bourgogne und in den Städten des Südens pflanzte man Freiheitsbäume auf, d. h. einen Mastbaum mit einer rothen Mütze darauf.

So war die Lage.

Die Bevölkerung des Faubourg St. Antoine bezeichnete sie mehr als irgend eine andere. Da war der eigentliche Knotenpunkt der Situation. Diese alte Vorstadt, bevölkert wie ein Ameisenhaufen, arbeitsam, muthig und zornig wie ein Bienenstock, bebte vor Ungeduld und konnte den Ausbruch der Bewegung kaum erwarten. Obwohl Alles dort in Aufregung war, wurde die Arbeit doch nicht unterbrochen. Nichts vermag ein Bild von der lebendigen und düstern Physignomie derselben zu geben.

In diesem Stadttheile verbirgt sich in den Dachkammern oft ein schmerzliches Elend, nicht selten aber auch eine ungewöhnliche, nach raschem Erfolge strebende Intelligenz. Die Berührung der Extreme wird namentlich dann gefährlich, wenn sich Armuth mit tiefer Einsicht paart.

Im Faubourg St. Antoine wirkten noch andere gährende Elemente. Dort machten sich nämlich die Wirkungen commercieller Krisen bemerklich, Fallissements, Arbeitseinstellungen, als Folgen großer politischer Erschütterungen. In revolutionären Zeiten ist das Elend zugleich Ursache und Wirkung. Die zahlreiche tugendstolze Bevölkerung jener Vorstadt, bei welcher es ausnahmsweise nur eines Hauches bedarf, das unter der Asche stets glimmende Feuer zur hellen Flamme anzufachen, ist immer bereit, die Waffen zu ergreifen und einen Aufstand zu wagen.

Es herrscht dort ein tief eingewurzelter Geist der Aufregung. So oft daher Gewitter am Horizonte aufsteigen und Wetter leuchten, kann man nicht umhin, an den Fauburg St. Antoine und die furchtbare Laune des Schicksals zu denken, welche diese Pulvermühle von Gedanken und Leiden dicht an die Thore von Paris gestellt hat. Die Wirthshäuser des Faubourg St. Antoine, welche wir in unserer Erzählung zu verschiedenen Malen schilderten, haben eine historische Bedeutung. In unruhigen Zeiten berauscht man sich dort öfter mit Reden als mit Wein. Es herrscht dort ein gewisser prophetischer Geist und eine Zukunftsatmosphäre, in welcher die Herzen schwellen und die Seelen sich aufschwingen.

Die Wirthshäuser des Faubourg St. Antoine gleichen jenen Schankhäusern des Mons Aventini vor dem Eingange zur Grotte der Sybille, umweht vom heiligen Odem des Orakels. In diesen Schänken glichen die Tische fast Dreifüßen und man trank da, was Ennius den sybillinischen Wein nennt. Der Faubourg St. Antoine ist eine Art Volksbehälter. Die revolutionären Erschütterungen machen ihn rissig und die Volkssouveränität quillt durch. Sie kann Unheil anstiften wie jede andere, bleibt aber, selbst irre geleitet, immer noch groß. Mann kann von ihr sagen, was vom blinden Cyklopen gilt: Ingens. 1793 strömten aus dem Faubourg St. Antoine, je nach der gerade herrschenden Idee, je nachdem es ein Tag des Fanatismus oder des Enthusiasmus war, bald Legionen von Wilden, bald heroische Schaaren. Sprechen wir uns deutlicher über das Wort „Wilde“ aus. Was wollten diese Männer mit gesträubtem Haare, die in den Tagen der revolutionären Genesis, des Chaos, zerlumpt, wild, heulend, mit geschwungenem Todtschläger, gehobener Pike sich auf das alte erschütterte Paris stürzten?

Sie wollten das Ende der Unterdrückung, das Ende der Ty-

rannei, das Ende der Herrschaft des Schwerts, Arbeit für Jeden, Unterricht der Jugend, eine erträgliche, soziale Stellung für das weibliche Geschlecht, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Brod für Alle, gemeinschaftliche Ideen, das Paradies auf Erden, den Fortschritt. Und diese heilige, gute, gerechte Sache, unbegrenzten Fortschritt forderten sie aufgeregt, schrecklich, halbnackt, mit der Keule in der Faust und Schaum vor dem Munde. Sie waren Wilde, ja! aber die Wilden der Civilisation.

Sie proklamirten das Recht furienartig und wollten das menschliche Recht um jeden Preis durch Tod und Schrecken ins Paradies hineinzwingen.

Sie schienen Barbaren und waren Erretter. Sie forderten das Licht unter der Maske der Nacht

Wir müssen gestehen, daß, wenn wir diese wilden und schrecklichen Menschen, die aber nur schrecklich im Interesse einer guten Idee waren, mit anderen lächelnden, in goldenen Stickereien glänzenden mit Bändern und Orden, seidenen Strümpfen, weißen Federn, gelben Handschuhen und lackirten Schuhen geschmückten Männern vergleichen, die sich auf einen mit Sammet überzogenen Tisch stützten, oder an das Marmorgesims eines Kamins lehnten und mit süßlichem Tone die Zustände der Vergangenheit und des Mittelalters, die Beibehaltung des göttlichen Rechts, des Fanatismus, der Unwissenheit, der Sklaverei, der Todesstrafe und des Krieges rechtfertigen, und mit halblauter Stimme, höflich, mit dem Säbel in der Faust, den Scheiterhaufen und das Schaffot verherrlichten; wir gestehen, daß wir, falls wir zwischen jenen Barbaren der Civilisation und diesen Civilisirten der Barbarei zu wählen hätten, uns für die Ersteren entscheiden würden.

Aber Dank dem Himmel ist noch eine andere Wahl möglich. Ein jäher Sturz nach vor- oder rückwärts ist nicht geboten, weder Despotismus noch Terrorismus nöthig. Wir wollen den Fortschritt auf sanft ansteigender Ebene.

Dafür hat Gott gesorgt. Seine ganze Politik besteht darin, die Bahn nach aufwärts allmählich steigen zu lassen.

VI.

Enjolras und seine Lieutenants.

Ungefähr um jene Zeit nahm Enjolras, im Hinblicke auf das, was kommen konnte, eine geheime Zählung vor.

Sie waren Alle im Café Musain versammelt. Enjolras, der seine halb räthselhaften, aber doch bezeichnenden Reden metaphorisch vortrug, meinte:

Es ziemt sich doch zu wissen, woran man ist und auf wen man

zählen kann. Wenn man Kämpfer haben will, so muß man sie sich machen. Es kann niemals schaden, etwas zum Dreinschlagen zu haben. Spaziergänger haben immer mehr Aussicht, gestoßen zu werden, wenn Ochsen im Wege sind, als wenn keine da sind. Wir müssen also ein wenig auf die Heerde rechnen. Wie viele sind wir? Es ist keine Rede davon, diese Angelegenheiten auf morgen zu verschieben. Revolutionäre müssen immer eilig sein. Der Fortschritt hat keine Zeit zu verlieren. Trauen wir nur ja dem Unerwarteten nicht! Lassen wir uns nur nicht überrumpeln! Wir müssen unsere ganze Arbeit nachsehen, um zu wissen, ob sie stichhaltig ist. Das muß noch heute gründlich geschehen. Du, Courfeyrac! kannst einmal die Polytechniker besuchen. Heute ist ihr Ausgangstag, Mittwoch. Und Sie Feuilly, nicht wahr, Sie besuchen wohl die Glacière? — Combeferre hat mir versprochen, nach Picpus zu gehen. Da gibt es ein prächtiges Gewimmel. Bahorel muß die Estrapade besuchen. Prouvaire! Die Maurer werden lau! Du mußt uns Neuigkeiten aus der Loge der Rue de Grenelle-Saint-Honoré bringen. Joly könnte die Klinik Dupuytren besuchen und der Ecole de médecine den Puls fühlen. Bossuet macht die Runde im Palais de Justice und plaudert etwas mit den Juristen. Ich selbst nehme die Congourde auf mich.

So wäre also Alles in Ordnung! sagte Courfeyrac.

Nein!

Was gibt's denn noch?

Etwas sehr Wichtiges.

Was denn? frug Combeferre.

Die Barriere du Maine, versetzte Enjolras.

Enjolras war eine Zeit lang ganz in Gedanken versunken. Dann sagte er:

An der Barriere du Maine wohnen Marmorschneider, Maler und Bildhauer. Diese Leute, welche zur Künstlerfamilie gehören, sind enthusiastisch, mitunter aber auch flau. Ich weiß nicht, was sie seit einiger Zeit für Bedenklichkeiten haben. Sie beschäftigen sich mit etwas Anderem. Die Flamme erlischt. Sie verbringen die Zeit mit Dominospielen. Es thäte Noth, etwas ernst mit ihnen zu sprechen. Sie kommen bei Richefeu zusammen. Zwischen zwölf und eins könnte man sie da finden. Man müßte diese Kohlen wieder anblasen. Ich hatte in dieser Hinsicht auf den zerstreuten Marius gezählt, der in Summa gut ist, aber er kommt jetzt gar nicht mehr. Ich brauche Jemanden für die Barriere du Maine, habe aber Niemanden.

Und bin ich denn nicht mehr da? sagte Grantaire.

Du?

Nun ja! ich!

Du willst den Doktrinär bei den Republikanern machen, mit den Prinzipien die erkalteten Herzen wieder erwärmen?

Warum denn nicht?

Bist du denn zu irgend etwas zu gebrauchen?

Nun, ich glaube doch! sagte Grantaire.

Du glaubst ja an nichts.

Doch, an Dich.

Grantaire! willst Du mir wohl eine Gefälligkeit erzeigen?

Jede! Soll ich Deine Stiefel wichsen?

Nein! Mische Dich nicht in unsere Angelegenheiten und verdaue Deinen Absinth. Enjolras!

Du bist undankbar.

Wärst Du denn der Mann, nach der Barrière du Maine zu gehen? Wärst Du das im Stande?

Ich bin fähig, die Rue des Grès hinunterzugehen, über den Platz Saint-Michel, schräg in die Rue Monsieur de Prince einzubiegen, die Rue des Vaugirard einzuschlagen, an den Carmes vorbei, durch die Rue d'Asses, in die Rue Cherche-Midi vorzudringen, den Conseil de Guerre hinter mir zu lassen, die Rue des Vieilles-Tuileries entlang über den Boulevard, nach der Chaussée du Maine zu gehen, die Barrière zu überschreiten und mich im Café Richefeu niederzulassen. Dessen bin ich fähig. Meine Schuhe können es aushalten.

Bist Du denn etwas bekannt mit den Kameraden bei Richefeu?

Nicht sehr! Wir dutzen uns nur.

Was willst du ihnen denn sagen?

Pardieu! ich spreche mit ihnen über Robespierre, über Danton, über die Prinzipien.

Du?

Ja ich! Man läßt mir keine Gerechtigkeit widerfahren. Ich bin schrecklich, wenn ich anfange. Ich habe Prudhomme gelesen, kenne den sozialen Contrakt und weiß die Constitution vom Jahre Zwei auswendig: „Die Freiheit des Bürgers hört da auf, wo eines andern Bürgers Freiheit anfängt.“ Hältst Du mich denn für einen Dummkopf? Ich habe eine alte Assignate in meiner Schublade. Sapristi! Weiß ich nicht, was Menschenrechte und Volkssouverainität sind? Ich bin sogar etwas Heberliste. Ich kann sechs Stunden lang, mit der Uhr in der Hand, die herrlichsten Dinge wiederkäuen.

Sei ernsthaft! sagte Enjolras.

Ich bin wild, versetzte Grantaire.

Enjolras dachte einige Augenblicke nach und schien dann seinen Entschluß gefaßt zu haben.

Grantaire, sagte er ernst, ich will es mit Dir versuchen. Du sollst nach der Barriere du Maine gehen.

Grantaire bewohnte eine Chambre garnie, ganz in der Nähe des Cafe Musain. Rasch entfernte er sich und kam nach etwa fünf Minuten wieder. Er war nach Hause gegangen, um sein Gilet à la Robespierre anzulegen.

Roth! sagte er eintretend, Enjolras fest ansehend und energisch mit der Hand auf die vorstehenden Zipfel der scharlachrothen Weste klopfend. Dann näherte er sich Enjolras und sagte ihm in's Ohr:

Sei unbesorgt!

Mit entschlossener Miene setzte er seinen Hut auf und verließ das Kaffeehaus.

Eine viertel Stunde später war Niemand mehr in dem untern Saale desselben. Sämmtliche Freunde des ABC hatten sich, jeder in anderer Richtung auf den Weg gemacht. Enjolras, der sich die Cougourde vorbehalten hatte, war zuletzt fortgegangen. Die in Paris befindlichen Mitglieder der Cougourde von Aix versammelten sich damals in der Ebene von Issy, in einem der, an dieser Seite zahlreichen und verlassenen Steinbrüche von Paris.

Während Enjolras dahin schlenderte, überdachte er noch einmal die ganze Situation. Der Ernst der Ereignisse war nicht zu verkennen. Die Vorläufer einer, den Ausbruch drohenden Art versteckter, sozialer Krankheit äußern sich im schwerfälligen Gang der Ereignisse, die durch den kleinsten Zwischenfall noch verwickelter und zum Stillstand gebracht werden. Dieses Phänomen geht dem Zusammensturze und der Wiedergeburt voraus.

Enjolras sah, in unbestimmter Ferne, eine lichtvolle Erhebung im dunkelen Schooße der Zukunft. Wer weiß? dachte er, vielleicht ist der Augenblick schon nahe. Welch' ein herrliches Schauspiel, wenn das Volk wieder in den Genuß seiner Rechte tritt, wenn die Revolution wieder majestätisch Besitz von Frankreich ergreift, und der Welt zuruft: Die Fortsetzung morgen. Enjolras war zufrieden. Die Gluth wurde geschürt. Er war in jenem Augenblicke mit einer Menge von jungen Leute befreundet, die sich, wie eine Pulvermine durch Paris schlängelten. Er für seine Person besaß die philosophische und eindringliche Beredsamkeit Combeferres, den kosmopolitischen Enthusiasmus Feuilly's, den Rednerschwung Courfeyracs, das Lächeln Bahorels, die Melancholie Jean Prouvaires, die Kenntnisse Jolys, den Sarkasmus Bossuets, und ein gewisses elektrisches Feuer, das sich an Allem entzündete. Wenn sie Alle bei der Sache waren, so mußte das Resultat der Anstrengung entsprechen. Da kam ihm Garnier wieder in den Sinn. Ei! dachte er, die Barriere

du Maine liegt fast auf meinem Wege. Wenn ich nun ein wenig bei Richefeu nachsähe? Ja! ja! ich will doch einmal sehen, was Grantaire macht und woran er ist.

Es schlug ein Uhr auf dem Kirchthurme von Baugirard, als Enjolras bei der Tabagie Richefeu ankam. Er stieß die Thüre auf, trat hinein, kreuzte die Arme, ließ die Thüre wieder zufallen, so daß sie ihn auf die Schulter schlug und sah sich in dem, mit Tischen, Gästen und Tabaksqualm angefüllten Zimmer um.

Da drang, durch den dicken Qualm, eine Stimme in sein Ohr, die dann und wann von einer andern unterbrochen wurde. Es war ein Gespräch zwischen Grantaire und einem Andern. Grantaire saß diesem, an einem buntgefleckten, mit Dominosteinen belegten Marmortischchen gegenüber, und schlug von Zeit zu Zeit mit der vollen Faust auf den Tisch. Beide waren mit ihrem Dominospiel beschäftigt.

Zweites Buch.

Eponine.

I.

Das Lerchenfeld.

Marius hatte der unerwarteten Entwickelung des Dramas, auf dessen Spur er Javert geleitet hatte, beigewohnt; kaum hatte Javert aber mit seinen Gefangenen in drei Fiakern das Haus verlassen, als auch Marius sich aus demselben entfernte. Es war erst neun Uhr Abends. Marius begab sich in die Wohnung Courfeyracs. Dieser hatte seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das lateinische Viertel entsagt und sein Quartier in der Rue de la Verriere „politischer Rücksichten halber" aufgeschlagen. Dieses Viertel gehörte zu denen, in welchen der Aufstand sich zu der Zeit gern festsetzte. Marius verlangte von Courfeyrac ein Unterkommen für die Nacht. Darauf zog Courfeyrac eine von den beiden Matratzen, über welche er verfügte, aus seinem Bette, breitete sie auf dem Boden aus und sagte: Da!

Des andern Tages, um sieben Uhr Morgens, ging Marius nach seiner Wohnung zurück, bezahlte, was er Madame Bourgon noch schuldete, ließ seine Bücher auf eine Handkarre laden, sein Bett, seinen Tisch, seine Kommode und seine zwei Stühle dazu und machte sich auf und davon, ohne seine Adresse zu hinterlassen. Als sich daher Javert noch an demselben Morgen einfand, um sich mit Marius über die Ereignisse vom vorangegangenen Abende zu besprechen, das heißt diesen auszuforschen, fand er nur Madam Bourgon, die ihm seine Frage mit: Ausgezogen! beantwortete. Madam Bourgon war überzeugt, daß Marius bei dem in jener Nacht verübten räuberischen Anfalle etwas seine Hand im Spiele gehabt habe. Wer

hätte das gedacht! schrie sie bei allen Thürsteherinnen des Viertels, ein noch junger Mann, der euch ein Gesicht hatte, wie ein Mädchen!

Marius war aus zwei Gründen so schnell ausgezogen. Erstens, widerte ihn das Haus an, seitdem er darin das Scheußlichste, Abstoßendste des sozialen Elends, vielleicht noch etwas Häßlicheres, als den schlechten Reichen, den schlechten Armen, so ganz in seiner Nähe in seiner ausgebildeten Gestalt gesehen hatte. Zweitens wollte er keine Rolle in dem Prozesse spielen, der zweifelsohne gegen Thénardier eingeleitet wurde, um nicht gegen diesen zeugen zu müssen.

Javert glaubte, daß der junge Mann, dessen Namen er nicht einmal wußte, als er nach ihm frug, Furcht gehabt und sich geflüchtet habe. Es schien ihm sogar nicht unmöglich, daß er den Abend an welchem das Verbrechen versucht wurde, außer dem Hause zugebracht habe.

So verstrich ein Monat und dann noch einer. Marius hielt sich immer bei Courfeyrac auf. Er hatte von einem gewöhnlich im Salle des Pas Perdus herumspazierenden, beim Barreau funktionirenden Advokaten erfahren, daß Thénardier in strenger Haft gehalten würde. Marius ließ ihm alle Monate durch den Inspektor des Gefängnisses La Force fünf Franken zahlen. Da der Geber selbst kein Geld hatte, mußte er diese fünf Franken von Courfeyrac entleihen. Es war das erste mal in seinem Leben, daß er zu einem solchen Auskunftsmittel griff. Uebrigens mußten die periodisch erscheinenden Fünffranken doppelt räthselhaft sein, erstens für Courfeyrac, der sie gab, und Thénardier, der sie empfing. Wo mag das nur hingerathen? dachte Courfeyrac. Wer mag es nur geben? war Thénardiers Räthsel.

Uebrigens nagte Marius der Gram am Herzen. Es hatte sich wieder Alles aufs Neue verdüstert. Er sah nichts mehr vor sich, was ihm Muth und Freude schuf. Er irrte tastend in den verschlungenen Gängen des Lebenslabyrinthes umher. Einen Augenblick hatte er das junge Mädchen, welches er liebte, ganz in seiner Nähe gesehen, auch den Greis, der ihr Vater zu sein schien, diese unbekannten Wesen, welche ihm allein noch Interesse und Hoffnung in dieser Welt einflößten. Aber diese Wesen waren ihm nur schattengleich erschienen, waren plötzlich, wie vom Winde fortgeweht, verschwunden. Es war nicht einmal eine Vermuthung aufzustellen, wo man sie finden möchte. Auch wußte er ihren Namen nicht, obwohl er ihn zu wissen geglaubt hatte. Ursula hieß sie nun einmal ganz gewiß nicht und Lerche war ein Beiname. Was sollte er von dem Greise denken? Verbarg er sich wirklich vor der Polizei? Jetzt fiel Marius wieder der Arbeiter mit den weißen Haaren ein, den er in der Nähe des Invalidenhauses gesehen hatte. Es wurde ihm jetzt wahrscheinlich,

daß dieser Arbeiter und Herr Leblanc eine und dieselbe Person seien. Also verkleidete er sich? Der Mann hatte seine heroischen und seine zweideutigen Seiten. Warum hatte er nicht um Hülfe geschrieen? Warum war er geflohen? War er wirklich der Vater des jungen Mädchens? Und war er wirklich der Mann, den Thénardier wiederzuerkennen geglaubt hatte? Thénardier konnte sich ja geirrt haben. Das waren eben so viele, scheinbar ganz unlösliche Probleme. In Wirklichkeit beeinträchtigte nichts von all dem, selbst wenn es zum Nachtheile des Unbekannten beantwortet werden mußte, den himmlischen Reiz des jungen Mädchens aus dem Luxembourggarten. Welche peinliche Herzensangst für Marius. Nacht vor den Augen und lodernde Liebe im Herzen! Er fühlte sich mächtig, gewaltig angezogen und konnte nicht den kleinsten Schritt thun. Er lebte für nichts Anderes als für seine Liebe. Dennoch gab sie ihm keinen klaren Gedanken ein, trieb sie ihn nicht an, etwas zu unternehmen. Gewöhnlich leuchtet auch die Flamme, die uns verzehrt. Bei ihm nicht. Die Leidenschaft rieth ihm nichts, oder vielmehr Marius gab ihr kein Gehör.

Er dachte nie: Wenn ich da oder dort hinginge, dieses oder jenes versuchte. Seine Ursula, wie er sie nannte, mußte doch irgendwo sein; Marius aber suchte sie nirgends, wußte gar nicht, was er unternehmen sollte, um sie aufzufinden. Sein ganzes Leben konnte mit zwei Worten angedeutet werden: vollständige Ungewißheit in undurchdringlichen Nebel. Er sehnte sich zwar immer noch danach, sie wiederzusehen, hielt die Erfüllung seines Sehnens aber für durchaus nicht wahrscheinlich. Um seinen Kummer vollständig zu machen, gesellte sich auch noch das Elend hinzu. Er fühlte sich überall von einem eisigen Hauche angeweht. Da er schon eine geraume Zeit auf diese Weise gequält worden war, hatte er seine Arbeit ganz eingestellt. Nichts ist gefährlicher als grade das, weil eine mühsam erworbene Gewohnheit dabei verloren geht. Sie wird eben so leicht aufgegeben, als schwer wieder angeeignet. Eine gewisse Quantität Träumerei kann eben so nützlich sein, wie ein narkotisches Mittel in angemessener Dosis. Dadurch kann das mitunter heftige Arbeitsfieber der Intelligenz gelindert und ein erfrischender, milder Thau erzeugt werden, in welchem die scharfen Umrisse der reinen Idee minder hart und eckig auftreten.

Auch Lücken und Zwischenräume werden auf diese Art ausgefüllt, alleinstehende Gedanken mit einander verbunden und Schroffheiten verwischt. Aber in zuviel Träumerei geht der Geist unter, versinkt und vertrinkt. Wehe über den Geistesarbeiter, der aus dem Gebiete der Gedanken ganz in Träumerei versinkt! Er glaubt, daß es ihm ein Leichtes sein werde, wieder die frühere Höhe einzunehmen,

daß im Grunde Träumen und Denken dasselbe sei. Das ist aber ein Irrthum! Der Gedanke ist die Arbeit des Geistes, Träumerei aber ist geistige Wollust. Wer Gedanken durch Träumerei ersetzt, verwechselt Gift mit Nahrung.

Marius war, wie man sich erinnert, von Hause aus Tränmer. Die Leidenschaft hatte sich dazu gesellt und ihn vollends in den mit Traumgebilden erfüllten bodenlosen Abgrund der Chimäre gestürzt. Seine Ausgänge waren zwecklos. Er träumte und lebte so zu sagen in einer trägen Geistesgeburt. Es tobte in ihm, aber wie in einem stehenden Wasser. Die Bedürfnisse wuchsen in dem Maße als sich die Arbeit minderte. Nichts ist natürlicher. Der Träumer ist seiner Natur nach Verschwender, schlaff, energielos. Ein abgespannter Geist kann seine Interessen nicht wahren. Diese Art zu leben hat ihr Gutes und ihr Schlimmes, denn wenn Erschlaffung unheilvoll ist, so ist Großmuth wohlthuend und gut. Der arme, großmüthige und edle Mensch aber ist verloren, wenn er nicht arbeitet, die Hülfsquellen versiegen und die Noth wächst ihm über den Kopf. Auf diesem verhängnißvollen Abhange werden die achtbarsten und festesten Charaktere so gut wie die lasterhaftesten und schwächsten zum Selbstmorde und Verbrechen getrieben.

Man geht alle Tage aus und träumt, bis endlich ein Tag anbricht, an welchem man sich ins Wasser stürzt.

Aus zu viel Träumerei entstehen die Lebras und Escousse.

Marius glitt langsam diesen Abhang hinunter, nach derjenigen blickend, die er nicht mehr sah. Was wir da gesagt haben, scheint seltsam zu sein, ist aber wahr. Die Erinnerung an eine abwesende, geliebte Person wirft Licht in die Finsterniß des Herzens. Je entfernter dieses Wesen ist, desto heller strahlt es darin. Die verzweifelte und verdüsterte Seele sieht dieses Licht an ihrem Horizonte. Es ist ein Stern in der innern Nacht. Marius dachte an nichts weiter als an sie. Er war sich dunkel bewußt, daß sein alter Frack anfing unmöglich zu werden und daß sein neuer Frack alt wurde, daß seine Hemden, sein Hut, seine Stiefel und sein Leben sich abnutzten. Da sagte er zu sich: wenn ich sie doch noch einmal sehen könnte, bevor ich sterbe!

Es blieb ihm nur ein einziger, beglückender Gedanke, der, daß sie ihn geliebt, daß ihr Auge es ihm offenbart hatte, daß ihm zwar ihr Name nicht, aber doch ihr Herz bekannt war, daß sie ihn vielleicht, da wo sie war, gleichviel an welchem geheimnißvollen Orte, noch liebte. Wer wußte, ob sie nicht ebenso an ihn, wie er an sie dachte? Wenn er mitunter in unbeschreiblichen Stunden, wie sie jedes liebende Herz heimsuchen, aller Schmerzen ungeachtet, dennoch einen, ihm unerklärlichen Freudenschauer empfand, dachte er: es sind

ihre Gedanken, die zu mir kommen! Und er fügte hinzu: Vielleicht bringen meine Gedanken auch bis zu ihr.

Obwohl er einen Augenblick später diese Illusion belächelte, strahlte sie ihm mitunter doch so etwas wie Hoffnung in die Seele. Zuweilen, namentlich in den Abendstunden, die sich zu trüben Träumereien am besten eignen, vertraute er, weil er nicht wußte wem sonst, einem Blatte Papier die reinste, ganz unwesentliche, idealste Träumerei an, deren die, seinen Geist erfüllende Liebe fähig war. Er nannte das „an sie schreiben."

Man muß übrigens nicht glauben, daß sein Verstand gelitten hatte. Im Gegentheile. Er hatte zwar die Gewohnheit zu arbeiten und einen bestimmten Zweck zu verfolgen verloren, war aber klarer und schärfer in seinem Urtheile als damals. Marius sah in einem ruhigen und wahren, wenngleich sonderbaren Lichte Alles, was sich unter seinen Augen zutrug, sogar die unbedeutensten Menschen und Dinge. Er bezeichnete alles mit dem richtigen Worte, mit einer Art von ehrlichem Kummer und wahrhafter Uneigennützigkeit.

Sein Urtheil war erhaben, weil sich fast keinerlei Hoffnung daran knüpfte. In dieser geistigen Stimmung entging ihm fast nichts, täuschte ihn nichts. Er sah in jedem Augenblicke das Wesen des Lebens, der Menschheit und des Schicksales. Glücklich der, sogar in Todesängsten, dem Gott eine der Liebe und des Unglücks würdige Seele gegeben hat. Wer die Dinge dieser Welt und die Herzen der Menschen nicht in diesem Doppellichte gesehen hat, hat nichts Wahres gesehen und weiß nichts.

Die Seele, die liebt und leidet, ist erhaben. Die Tage vergingen, ohne irgend Neues zu bringen. Es schien ihm nur, daß die finstere Strecke, die er noch zu durchwandern hatte, sich mit jedem Augenblicke verkürzen wolle. Schon glaubte er deutlich den Rand des abschüssigen, bodenlosen Abgrundes zu sehen.

Was! dachte er dann wieder, und ich sollte sie vor meinem Scheiden nicht noch einmal sehen!

Wenn man die Rue St. Jacques hinaufgegangen ist, die Barriere links gelassen und eine Strecke auf dem linken, alten, innern Boulevard zurückgelegt hat, erreicht man die Rue de la Santé, dann Glaciere. Nicht weit vor dem kleinen Flüßchen der Gobelins liegt eine Art Feld, das in dem ausgedehnten, langweiligen Gürtel der pariser Boulevards der einzige Ort ist, der Ruysdael in Versuchung bringen könnte, sich niederzulassen.

Das Unbeschreibliche, was man Anmuth nennt, findet sich da. Man sieht eine grüne Wiese, über welche Seile gespannt sind, an welchen Lumpen im Winde trocknen; eine alte Gemüsepächterei aus den Zeiten Ludwig XIII. mit ihrem großen, sonderbar durchbrochenen

Mansardendach und ihrer verfallenen Umzäumung, ein wenig Wasser zwischen Pappelbäumen, sowie lachende und schreiende Frauen und Kinder. Am Horizont sieht man das Pantheon, den Taubstummenbaum, den Val-de-Grace, schwarz, phantastisch, amüsant und prächtig und im Hintergrunde die ernsten, viereckigen Thürme von Notre-Dame.

Da es nicht der Mühe lohnt, den Ort zu sehen, so geht Niemand hin. Kaum einen Karren oder einen Fuhrmann sieht man alle Viertelstunde.

Einmal gerieth Marius auf seinen einsamen Spaziergängen auf dieses nahe beim Wasser gelegene Feld. Seltsamer Weise war an jenem Tage ein Spaziergänger dort zu sehen. Da Marius von dem fast wilden Reiz der Gegend angezogen wurde, so fragte er den Vorübergehenden: Wie heißt denn diese Gegend?

Man nennt sie das Lerchenfeld, antwortete er. Dann fügte er noch hinzu: Hier hat Ulback die Schäferin von Jory umgebracht.

Marius überhörte den Zusatz. Er dachte nur an das Wort Lerche. Bei den Träumern reicht oft ein einziges Wort hin, plötzlich jede Unterhaltung ins Stocken zu bringen. Ihre ganze Aufmerksamkeit und geistige Thätigkeit verweilt dann bei einer einzigen Idee und ist gar keiner Ablenkung nach anderer Richtung fähig. Lerche war der Name, durch welchen der melancholische Marius den aufgegebenen Namen Ursula ersetzt hatte.

Ei sie da! sagte er, mit jener großartigen Zerstreuung, die den mysteriösen Leuten seines Schlages eigen: Das ist ja ihr Feld. Nun werde ich auch wohl erfahren, wo sie wohnt.

Es war eine lächerliche aber unwiderstehliche Idee. Seitdem ging er alle Tage auf das Lerchenfeld.

II.

Allmälige Entwicklung von Verbrechen in den Gefängnissen.

Der Triumph Javerts über die Verbrecher im Gorbeau'schen Hause schien vollständig gewesen zu sein, war es aber nicht.

Am Meisten quälte sich Javert darüber, daß er den Gefangenen nicht zum Gefangenen gemacht hatte. Der Todtgeschlagene, der entspringt, ist noch verdächtiger als sein Mörder und er fand es sehr wahrscheinlich, daß die, den Räubern so kostbare Beute keine minder gute Prise für die Behörde gewesen wäre.

Außerdem war Montparnasse Javert entgangen. Er mußte eine andere Gelegenheit abwarten, um Hand an diesen „Teufelsstutzer" zu legen. Montparnasse war auf Eponine gestoßen, die unter den Bäumen des Boulevards auf der Lauer stand und hatte sie mitgenommen, da er lieber eine galante Intrigue mit der Tochter, als Schinderhannes mit dem Vater spielen wollte. Er hatte wohl

daran gethan. Was Eponine betrifft, so hatte sie das Unglück, wenngleich Javert zu geringem Troste, von diesem wieder „gefischt“ zu werden. Sie leistete daher ihrer Schwester Azelma Gesellschaft in den Madelonettes.

Endlich war noch auf dem Wege von dem Gorbeau'schen Hause nach der Forte einer der Hauptgefangenen, Claquesous, verschwunden. Man wußte nicht, wie es zugegangen war. Agenten und Sergeanten „konnten es gar nicht begreifen“; hatte er sich in Rauch aufgelöst, die Fesseln abgestreift, oder war er durch den Boden des Wagens gerutscht? Man wußte nicht, was man dazu sagen sollte. Als man beim Gefängnisse ankam, war Claquesous fort. Das war entweder Zauberei oder die Polizei hatte ihre Hand im Spiel. War Claquesous in der Finsterniß geschmolzen wie eine Schneeflocke im Wasser? Waren die Agenten mit der Flucht einverstanden, ohne es gestehen zu wollen? Gehörte dieser Mensch zu beiden Parteien, zur Partei der Ordnung und zur Partei der Unordnung? War er Verbrecher und Werkzeug der Gerechtigkeit? Hatte diese Sphinx die Vorderfüße im Verbrechen und die Hinterfüße in der Behörde? Javert ließ sich auf derlei Combinationen nicht ein. Bei ihm konnte von einem Compromiß keine Rede sein.

Er hätte sich aus allen Kräften dagegen gesträubt; sein Hülfspersonal aber kannte außer ihm noch andere Inspektoren und war, wenn auch schon untergeben, doch in mancher Hinsicht vielleicht tiefer in die Geheimnisse der Präfektur eingeweiht als er selbst. Claquesous war so schlecht, daß er recht wohl ein guter Agent sein konnte. Ein in alle Geheimnisse der Nacht so eingeweihter Vogel, wie er, war eine sehr wünschenswerthe Acquisition für die Polizei. Es gibt übrigens solche Schurken mit Doppelgesichtern. Dem sei nun wie ihm wolle, Claquesous konnte nicht wieder ermittelt werden. Javert schien dies mehr in Zorn als in Erstaunen zu versetzen.

Was dagegen Marius, „diesen dummen Advokaten“, betraf, der vermuthlich „Furcht gehabt hatte“, so kümmerte sich Javert so wenig darum, daß er sogar seinen Namen vergessen hatte. Uebrigens fehlt es ja nicht an Advokaten; und war er auch wirklich einer?

Die Untersuchung begann.

Der Untersuchungsrichter hatte es für gut befunden, eins der Mitglieder der Bande Patron-Minette von den Uebrigen zu trennen, weil er hoffte, daß er plaudern würde. Die Anderen wurden in enger Haft gehalten.

Brujon, der Haarige aus der Rue du Petit-Banquier, durfte im sogenannten Cour Charlemagne (Hof Karls des Großen) herum-

gehen. Er wurde aber nicht aus den Augen gelassen. Sein Name ist in dem Gefängnisse La Force noch heute sehr wohl bekannt. In dem scheußlichen Hofe des Batiment Neuf, den die Verwaltung Cour Saint-Bernard, die Diebe aber Löwengrube nennen, sah man vor 12 Jahren, auf der linken, halb verwetterten Giebelmauer, nahe bei einer alten rostigen eisernen Thüre, welche in die ehemalige herzogliche, in einem Gefängnißschlafsaal umgewandelte Kapelle La Force führte, eine, mit einem Nagel roh in den Stein gekratzte Art von Bastille und darunter den Namen:

Brujon 1811.

Das war der Vater des Brujon vom Jahre 1832.

Letzterer, mit dem wir beim Attentate Gorbeau nur oberhalb Bekanntschaft gemacht haben, war ein junger, listiger und sehr gewandter Bursche, mit einer bestürzten und kläglichen Miene. Der Instruktionsrichter hatte ihn dieser Miene wegen und wie gesagt, um ihn zum Plaudern zu bringen, in den Hof Charlemagne gebracht.

Die Verbrecher verzichten deshalb nicht auf ihre Industrie, weil sie sich in den Händen der Justiz befinden. So eine Kleinigkeit geniert sie nicht. Sie gleichen Künstlern, die ein Gemälde in der Gallerie haben und deshalb doch mit ihrer Arbeit im Atelier fortfahren.

Brujon schien der Aufenthalt im Gefängnisse ganz bestürzt zu machen. Man sah ihn mitunter stundenlang im Hofe Charlemagne bei der Schenklucke stehen wie stumpfsinnig die schmutzige Preiskarte betrachten, auf welcher ganz oben „Knoblauch" mit 12 Centimes und unten „eine Cigarre" mit 5 Centimes notirt war. Mitunter zitterte er, klapperte mit den Zähnen und behauptete, daß er das Fieber habe. Dann erkundigte er sich, ob in dem, mit achtundzwanzig Betten besetzten Saale für Fieberkranke noch eins frei wäre.

Etwa in der zweiten Hälfte des Monats Februar 1832 erfuhr man, daß der schläfrige Brujon, durch einige Leute des Hauses, aber nicht unter seinem Namen, drei verschiedene Kommissionen habe machen lassen, die ihm im Ganzen eine Auslage von fünfzig Sous verursacht hatten. Diese außerordentliche Ausgabe zog die Aufmerksamkeit des Gefängniß-Aufsehers auf ihn.

Man forschte der Sache nach, zog den Commissionstarif zu Rathe, der im Gefängnißsprechsaal angeschlagen ist und ermittelte, daß die fünfzig Sous in folgende Summen zerfielen: Zehn Sous für einen Gang nach dem Pantheon; fünfzehn Sous für einen nach dem Val de Grace und fünfundzwanzig Sous für einen nach der Barrière de Grenelle. An den drei genannten Orten wohnten aber drei gefürchtete Herumtreiber: Kruidenieur, genannt Bizarro, Glorieux,

ein freigelassener Galeerensträfling, und Barre=Carrosse. Dieser Umstand zog die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich. Man glaubte, daß diese Männer mit Patron=Minette in Verbindung stünden. Die beiden Chefs dieser Gesellschaft, Babet und Gueulemer, waren in festem Gewahrsam. Da Brujon seine Commissionen nicht an gewisse Häuser, sondern an Personen auf den Straßen adressirt hatte, so mußte man annehmen, daß seine Mittheilung sich auf irgend einen verbrecherischen Handstreich bezogen habe. Auch lagen noch andere Indizien vor. Die obengenannten drei Vagabunden wurden daher festgenommen. Wie man glaubte, war man dem Projekte Brujons auf der Spur.

Etwa eine Woche nach diesem Vorfalle bemerkte ein Aufseher, als er auf seiner Runde den untern Schlafsaal des Batiment=Neuf inspizirte, in dem Augenblicke, als er seine Marke in den dazu bestimmten Kasten warf — (um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Aufseher regelmäßig ihren Dienst vollziehen, muß stündlich in jedem der dazu bestimmten verschlossenen, an den Thüren der Schlafsäle angenagelten Kasten eine Marke vorgefunden werden) — bemerkte ein Aufseher, als er durch das Schaufensterchen des Schlafsaales sah, Brujon in seinem Bette sitzend und mit Schreiben beschäftigt. Der Aufseher ging hinein, konnte sich aber des Geschriebenen nicht bemächtigen. Man brachte Brujon für einen Monat in einsame Haft erfuhr aber doch nichts.

Am folgenden Tage wurde „ein Postillon" aus dem Hofe Charlemagne über das fünfstöckige Gebäude, das beide Höfe trennt, in die Löwengrube geschleudert.

Unter „Postillon" verstehen die Gefangenen eine künstlich geknetete Brodkugel, welche man über das Gefängnißdach, wie man es nennt, nach „Irland", aus einem Hofe in den andern, aus einem Reiche in's andere, über „England" wirft. Wer die Kugel im anderen Hofe findet, öffnet sie und findet ein, an irgend einen Gefangenen des benachbarten Hofes gerichtetes Billet darin. Ist der Finder ein Gefangener, so kommt das Billet an die bezeichnete Person; ist er aber ein Aufseher, oder einer jener der Polizei verkauften Gefangenen, die man im Gefängniß „Hämmel", im Bagno „Füchse" nennt, kommt das Billet in die Hände des Gefängniß=Inspektors und dann in die der Polizei.

Diesmal kam der „Postillon" in die rechte Hände, obgleich der, dem die Botschaft galt, in jenem Augenblick in der Isolirzelle sich befand.

Dieser Adressat war kein Anderer, als Babet, eins der vier Häupter der Patron=Minette.

Das in der Brodkugel steckende Papierchen enthielt nur die zwei Zeilen:

Babet. Es ist ein Geschäft in der Rue Plumet zu machen. Es ist ein Gitter am Garten.

Das war es, was Brujon in jener Nacht geschrieben hatte.

Aller Aufsicht und aller Nachforschungen ungeachtet fand Babet dennoch Mittel, sein Billet von der Force aus an eine seiner „guten Freundinnen" gelangen zu lassen, die in der Salpetière saß. Diese schickte das Billet einer andern Person ihrer Bekanntschaft mit Namen Magnon zu, auf welche die Polizei schon lange vorher vigilirte, ohne sie aber mit Aussicht auf Erfolg verhaften zu können.

Diese Magnon, die der Leser dem Namen nach kennt, hatte Verbindungen mit Thénardier, die später erklärt werden sollen, und konnte, wenn sie Epinone besuchte, als Communikationsmittel zwischen Solpetrière und Madelonettes dienen.

Damals fehlte es noch an allen Beweisen gegen die Thénardier'schen Töchter Eponine und Azelma. Sie wurden daher in Freiheit gesetzt. —

Als Eponine das Gefängniß verließ, erwartete sie Magnon an der Thüre der Madelonettes, übergab ihr das Billet Brujons an Babet und beauftragte sie, die Sache zu „erforschen." Eponine ging darauf in die Rue Plumet, erkannte Gitter und Garten, betrachtete das Haus, lauerte und brachte einige Tage darauf der Magnon, die in der Rue Cloche-Perce wohnte, einen Biscuit, den die Magnon der Maitresse des Babet in der Salpetrière zustellte. In der Symbolik der Gefängnißsprache bedeutet ein „Biscuit", daß nichts zu machen ist.

Als sich Babet und Brujon etwa acht Tage später auf dem Rundwege des Gefängnisses La Force begegneten — der Eine ging zum Verhör und der Andere kam von demselben — fragte Brujon: Nun, und die Rue P.? — Biscuit, sagte Babet.

Auf diese Weise scheiterte das von Brujon in der Force ausgeheckte Verbrechen.

Diese Mißgeburt hatte übrigens, wie man später sehen wird, Folgen, die zu dem Programme Brujons in gar keiner Beziehung standen.

Man glaubt mitunter einen Faden anzuknüpfen, und wenn man ihn genau besieht, ist es ein anderer.

III.

Vater Mabeuf und seine Vision.

Marius besuchte Niemanden mehr. Dann und wann begegnete er dem Vater Mabeuf.

Während Marius langsam die verhängnißvollen Stufen hinabstieg, die, wie die Treppe zu einem dunkeln Gewölbe, in jene licht=

feindlichen Orte führen, wo man die Glücklichen über sich gehen hört, ging es auch mit Herrn Mabeuf immer mehr bergab.

Die „Flora von Cauteretz" war absolut nicht mehr verkäuflich.

Die Experimente mit dem Indigo in seinem kleinen dazu nicht geeigneten Garten zu Austerlitz waren nicht gelungen. Herr Mabeuf konnte nur einige seltene Pflanzen darin kultiviren, die auf Feuchtigkeit und Schatten angewiesen waren. Das entmuthigte ihn indessen nicht, um so weniger, weil man ihm im Pflanzengarten ein kleines, gutes Stückchen Boden überlassen hatte, auf dem er für eigene Kosten seine Versuche mit Indigo fortsetzen konnte. Er hatte deshalb die Kupferstiche zu seiner Flora in's Leihhaus schicken müssen. Sein Frühstück bestand nur noch aus zwei Eiern, wovon er eins seiner alten Magd überließ, der er seit 15 Monaten keinen Lohn mehr gezahlt hatte. Oft war dies kärgliche Frühstück seine einzige Mahlzeit.

Sein heiteres, kindliches Lächeln war verschwunden. Er war mürrisch geworden und nahm keine Besuche mehr an. Marius that wohl daran, ihn nicht mehr zu besuchen. Mitunter, um die Zeit, wenn Herr Mabeuf in den Jardin des Plantes zu gehen pflegte, begegneten sich der Greis und der junge Mann auf dem Boulevard de l'Hopital. Sie sprachen nicht miteinander, sondern nickten sich nur traurig zu.

O! wie schmerzlich ist doch die Macht des Elendes! Aus zwei Freunden macht sie zwei Personen, die sich lieben, sehen, grüßen und meiden.

Der Buchhändler Royal war gestorben. Herr Mabeuf nahm an weiter nichts mehr Theil, als an seinen Büchern, seinem Garten und seinem Indigo. Glück, Vergnügen, Hoffnung existirten für ihn nur unter diesen drei Formen. Mehr bedurfte er gar nicht zum Leben.

Wenn ich meine Blaukugeln fertig habe, sagte er, bin ich ein reicher Mann, löse meine Kupferstiche wieder ein, bringe meine Flora mit Charlatanismus, mit Pauken und Annoncen wieder in Schwung und kaufe mir, ich weiß schon wo, ein Exemplar der Art de Navigeur von Pierre de Médine mit Holzschnitten, Ausgabe vom Jahre 1559.

Unterdessen arbeitete er den ganzen Tag an seinem Indigofelde. Abends ging er nach Hause, um seinen Garten zu begießen und seine Bücher zu lesen. Herr Mabeuf war damals beinahe achtzig Jahre alt.

Eines Abends hatte er eine sonderbare Erscheinung. Es war noch heller Tag als er nach Hause kam. Mutter Plutarque, deren Gesundheit auch nicht mehr die festeste war, lag krank im Bette. Er

hatte zum Mittagessen einen Knochen abgenagt, an welchem noch etwas Fleisch war, ein Stück Brod dazu gegessen, welches er auf dem Küchentische fand, und diese festliche Mahlzeit auf einem umgestürzten Gränzstein abgehalten, der ihm als Gartenbank diente.

Nahe bei dieser Bank stand, wie in den meisten Obstgärten alter Zeit, ein großer, aus stark beschädigten Bohlen gefertigter Behälter, der im unteren Theile als Kaninchenstall, im oberen als Obstkasten diente. Kaninchen waren zwar keine vorhanden, aber noch einige Aepfel, Ueberbleibsel des Wintervorrathes.

Herr Mabeuf hatte sich ans Blättern und Lesen gemacht, wobei er sich seiner Brille bediente. Die beiden Bücher, welche er in Händen hatte, schienen ihn, was bei seinem Alter auffallend erscheinen mußte, leidenschaftlich zu interessiren. Seine natürliche Schüchternheit machte ihn etwas zum Aberglauben geneigt. Das eine jener Bücher war der famose Traktat des Präsidenten Delanere: über die Unbeständigkeit der Dämonen; das andere ein Quartband von Mutor de la Rubaudiere, über Vauverts Teufel und Bievres Kobolde. Die letztere Scharteke interessirte ihn um so mehr, als sein Garten zu jenen Ländereien gehörte, auf welchen die Kobolde seiner Zeit ihr Wesen getrieben haben sollten. Schon begannen in der Dämmerung die oberen Theile der Gegenstände scheinbar heller, die unteren dunkler zu werden.

Während Herr Mabeuf las, sah er bisweilen über sein Buch und betrachtete seine Pflanzen, namentlich einen prächtigen Rhododendron, an dem er sich wahrhaft ergötzte. Es war seit 4 Tagen heiß gewesen, kein Tropfen Regen war gefallen. Das Pflanzenreich war ausgetrocknet, Blumen und Blätter todtmatt. Ein Guß that ihnen Noth. Namentlich bot der Rhododendron einen überaus traurigen Anblick dar.

Vater Mabeuf gehörte zu jenen Menschen, für welche die Pflanzen auch eine Seele haben. Der Greis war von des Tages Mühen ganz erschöpft. Er legte seine Bücher auf die Bank, stand auf, ging wankenden Schrittes und gebeugt nach dem Brunnen und zog die Kette an. Er wollte Wasser für seine Blumen schöpfen, aber es fehlte ihm an Kraft. Er seufzte und warf einen ängstlichen Blick zum sternenbesäeten Himmel auf.

Der Abend war heiter und mit jener Ruhe, welche die gramerfüllte Brust mit melancholischer, die Ewigkeit ahnender Freude erfüllt. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel.

Sterne überall! dachte der Greis, nicht eine Himmelsthräne, kein Tröpfchen Thau für meine dürstenden Kinder.

Schwermüthig ließ er den Kopf auf die Brust sinken, hob ihn dann wieder auf, sah den Himmel an und murmelte:

Ein wenig Mitleid, guter Himmel! nur eine Thräne Thau.

Dann versuchte er es wieder, die Brunnenkette loszuhaken, aber es wollte nicht gelingen.

Vater Mabeuf, sagte da plötzlich Jemand, soll ich Ihnen vielleicht helfen, Ihren Garten zu begießen?

Gleichzeitig vernahm er ein Geräusch in der Hecke, aus der er ein großes mageres Mädchen hervorkommen sah, die sich vor ihn stellte und ihn kühn anblickte. Sie glich weniger einem menschlichen Wesen als einem nächtlichen Gespenste.

Bevor Vater Mabeuf, der, wie wir bereits mittheilten, leicht zu erschrecken war, Zeit hatte auch nur eine Silbe auszusprechen, hatte das unheimliche Geschöpf, dessen Bewegungen einen seltsamen und rauhen Anstrich hatten, die Kette losgehakt, den Eimer hinuntergelassen, heraufgezogen und die Gießkanne angefüllt. Der gute Alte sah dann die barfüßige, in ein zerlumptes Kleid gehüllte Gestalt zwischen den Beeten herumspringen und Leben spenden. Beim Rauschen des auf die Blätter tropfenden Wassers schwellte ein unaussprechliches Entzücken die gepreßte Brust Vater Mabeufs. Es schien ihm, daß nun sein Rhododendron glücklich sein müßte.

Als der erste Eimer geleert war, zog das Mädchen einen zweiten und dritten herauf und begoß den ganzen Garten.

Sie glich, während sie wie ein schwarzer Schatten so hin und her strich, ihre langen Armen eckig bewegte und das lose Halstuch um sie flatterte, so ziemlich einer Fledermaus.

Als sie endlich mit ihrer Arbeit zu Stande gekommen war, näherte sich ihr Vater Mabeuf mit Thränen in den Augen und legte ihr die Hand auf die Stirn.

Gott wird es Ihnen vergelten! sagte er, Sie sind ein Engel, weil Sie für meine Blumen sorgen!

Nein! versetzte sie, ich bin der wahre Teufel, aber das ist mir ganz gleich.

Wie schade, fuhr der Greis fort, ohne ihre Antwort zu beachten, daß ich nichts für Sie thun kann.

Etwas können Sie doch, sagte sie.

Was denn?

Mir sagen, wo der Herr Marius wohnt.

Der Greis verstand nicht, was sie sagen wollte.

Welcher Herr Marius?

Er sah sie dabei mit seinem gläsernen Blicke an, als hätte er etwas längst Vergessenes seinem Gedächtniß wieder vorführen wollen.

Ein junger Mann, der Sie ehemals hier besuchte.

Unterdessen war Herr Mabeuf mit seiner Erinnerung zu Stande gekommen.

Ach! ja! . . . rief er, ich weiß jetzt, wen Sie meinen.

Warten Sie doch ein wenig, Herr Marius . . . . Herr Baron Marius Pontmercy, Parbleu! er wohnt . . . . oder er wohnt vielmehr nicht mehr . . . ach, jawohl, ich weiß es ja nicht.

Während er so sprach, bückte er sich, einen Zweig seines Rhododendron zu stützen. Dann fuhr er fort:

Aha! jetzt erinnere ich mich. Er geht sehr häufig über den Boulevard, an der Seite der Glacière, Rue Croule-Barbe, im Champ de l'Alouette. Gehen Sie nur dahin. Sie werden ihn dort gewiß finden.

Als Herr Mabeuf sich wieder aufrichtete, war Niemand mehr da. Das Mädchen war verschwunden.

Da überfiel ihn so etwas wie Furcht.

Wahrhaftig! dachte er, wenn mein Garten nicht begossen wäre, würde ich glauben, einen Geist gesehen zu haben.

Als er sich schlafen gelegt hatte, etwa eine Stunde nach diesem Vorfalle, kam er ihm wieder in's Gedächtniß. Er war im Begriff einzuschlafen und ungefähr in jener Geistesverfassung, wie ein gewisser fabelhafter Vogel, der sich in einen Fisch verwandelt, um über das Meer kommen zu können, das heißt, er träumte schon mehr als er wachte.

Das gleicht, murmelte er, sehr viel dem, was la Rubaudière von den Koboldden erzählt. Sollte es Einer gewesen sein?

IV.

Marius trifft auch mit einer Erscheinung zusammen.

Einige Tage nach der Erscheinung des Kobolds im Garten des Herrn Mabeuf — es war an einem Montag Morgen und der Tag, an welchem Marius sein Fünffrankenstück für Thénardier von Courfeyrac zu entleihen pflegte — war Marius mit dem erwähnten Geldstücke, welches er dem Gefängnißschreiber zustellen wollte, in der Tasche auf einem vorläufigen kleinen Spaziergange begriffen, von dem er hoffte, daß er ihn zur Arbeit besser aufgelegt machen würde. Das verhielt sich nämlich jedesmal so. Sobald er das Bett verlassen hatte, nahm er ein Buch und einen Bogen Papier zur Hand, um zu arbeiten. Er war zu der Zeit mit der Uebersetzung eines Werkes über berühmte deutsche Streitfragen ins Französische, den Streit von Ganz und Savigny, beschäftigt. Er griff nach dem einen und andern dieser Autoren, las vier Zeilen, versuchte es eine zu schreiben und konnte nicht. Es flimmerte ihm vor den Augen. Er stand also von seinem Stuhle auf und sagte: Ich will ausgehen, das wird mich fähig machen zu arbeiten.

Und er ging in's Lerchenfeld.

Dort flimmerten ihm aber noch mehr Sterne vor den Augen,

als zu Hause. Weniger als je drang er in den Geist der Ganz=Savigny'schen Streitfrage. War er zu Hause, so versuchte er es abermals mit seiner Arbeit. Umsonst! Er konnte zu keiner befriedigenden Ideenfolge kommen. Dann nahm er sich vor, am andern Tage nicht auszugehen, weil er glaubte, daß ihn der Spaziergang zerstreue. Am andern Morgen war er entgegengesetzter Ansicht. So kam es, daß er alle Tage ausging.

Er wohnte eigentlich mehr im Lerchenfelde, als bei Courfeyrac. Seine wirkliche Adresse war: Boulevard de la Santé, beim siebenten Baume, nach der Rue Croule=Barbe.

An jenem Morgen hatte er diesen siebenten Baum verlassen und sich an dem Ufer des Flüßchens des Gobelins niedergesetzt. Die Sonne drang munter durch frisches, glänzendes Baumlaub

Er war in Gedanken bei „ihr", machte ihr und sich Vorwürfe und wurde schwermüthig. Er gedachte mit Schmerzen seiner Trägheit, des Zustandes von Seelenlähmung, der sich seiner bemächtigt hatte, und der Nacht, die immer düsterer über ihn hereinbrach, so daß er kaum noch das Sonnenlicht bemerkte.

Die Thatkraft und Energie hatten sich schon so in ihm abgeschwächt, daß ihm kaum noch die Kraft zur Verzweiflung übrig geblieben war. Während sich indessen seine Ideen nur verworren und schmerzlich, nicht einmal auf der Höhe eines Monologes Bahn brachen, war er in dieser melancholischen Befangenheit doch nicht ganz unempfindlich für die Eindrücke der Außenwelt. Er hörte hinter sich, unter sich und an beiden Ufern des Wassers die Wäscherinnen der Gobelins ihre Wäsche klopfen, über seinem Kopfe und in den Ulmen die Vögel zwitschern und singen. Einerseits der sorglose, glückliche Lärm der Freiheit und der beschwingten Muse, andererseits der Arbeitslärm. Was ihn tief träumerisch machte und fast zum Nachdenken brachte, war, daß ihm dieser Doppellärm fröhlich erschien. Plötzlich vernahm er in seinem, mit tiefer Melancholie gemischten Entzücken eine bekannte Stimme, welche ihm zurief:

Ei! sieh da! da sind Sie ja!

Er schlug die Augen auf und erkannte jene Unglückliche die eines Morgens zu ihm gekommen war, die älteste der Thénardier'schen Töchter, Eponine. Er wußte, nun, wie sie hieß.

Seltsamer Weise war sie magerer und auch schöner zu gleicher Zeit geworden. Sie schien sich in Noth und Herzensangst vergeistigt zu haben. Sie war barfuß und in Lumpen, wie an jenem Tage, als sie so entschlossen sein Zimmer betreten hatte; nur waren ihre Lumpen um zwei Monate älter. Die Löcher in ihrem Anzuge waren größer und dieser war noch schmutziger geworden. Sie hatte übrigens noch dieselbe heisere Stimme, dasselbe sonnverbrannte Gesicht,

denselben frechen, unstäten Blick. In dem Ausdrucke ihrer Physiognomie lag etwas Klägliches und Erschrecktes, wahrscheinlich Folge des im Gefängnisse ausgestandenen Elendes.

Sie hatte Heu und Stroh in den Haaren, nicht wie die über Hamlets Wahnsinn irrsinnig gewordene Ophelia, sondern weil sie in einem Stalle geschlafen hatte.

Bei all dem war sie hübsch. Welch ein glänzender Stern ist doch die Jugend!

Inzwischen war sie vor Marius mit einem gewissen freudigen Lächeln im bleichen Gesichte stehen geblieben.

Einige Augenblicke lang schien sie nicht zu Worte kommen zu können.

Endlich finde ich Sie, sagte sie. Vater Mabeuf hatte Recht! Also auf diesem Boulevard! Wenn Sie wüßten, wie ich Sie gesucht habe. Wissen Sie es? Ich war im Loch. Vierzehn Tage lang! Sie haben mich wieder losgelassen, weil ich nichts verbrochen hatte und auch noch nicht zurechnungsfähig war. Es fehlten mir noch zwei Monate. O! wie ich Sie gesucht habe. Es sind schon sechs Wochen seitdem verflossen. Sie wohnen also nicht mehr da unten?

Nein! sagte Marius.

O! ich verstehe, — wegen der Sache. So etwas ist [unangenehm. Sie sind ausgezogen. Ei! warum tragen Sie denn so alte Hüte? Ein junger Mann wie Sie muß hübsch gekleidet sein. Wissen Sie was, Herr Marius? Vater Mabeuf nennt Sie Baron Marius, glaube ich. Nicht wahr, Sie sind kein Baron? Die Barone sind alt, spazieren im Luxembourg vor dem Schlosse herum, im besten Sonnenschein und lesen die Quotidienne für einen Sou. Ich war einmal bei einem Baron, dem ich einen Brief gebracht habe. Der war auch so. Er war wohl über hundert Jahre alt. Sagen Sie, wo wohnen Sie denn jetzt?

Marius antwortete nicht.

O! fuhr sie fort, Sie haben ja ein Loch in Ihrem Hemde. Das muß ich Ihnen wieder zunähen.

Dann setzte sie, trauriger werdend, hinzu:

Sie sehen nicht so aus, als ob es Ihnen angenehm wäre, mich zu sehen?

Marius schwieg. Auch sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie lebhaft:

Wenn ich inzwischen wollte, würde ich Sie wohl zwingen, ein zufriedenes Gesicht zu machen.

Wie denn? frug Marius. Was wollen Sie sagen?

O! Sie sagten ja früher Du zu mir, versetzte sie.

Nun! was willst Du mir denn sagen?

Sie biß sich in die Lippen, schien zu zögern und einer Art von innerlichem Kampfe zur Beute zu sein. Endlich schien sie ihren Entschluß gefaßt zu haben:

Um so schlimmer! Gleichviel! Sie sind traurig und ich möchte Sie zufrieden sehen. Versprechen Sie mir, daß Sie lachen wollen. Ich will Sie lachen sehen und sagen hören: Gut! sehr gut! Armer Herr Marius! Sie haben mir versprochen Alles zu geben, was ich von Ihnen verlangen würde, wenn — —

Ja! aber sprich doch!

Sie sah Marius fest in die Augen und sagte:

Ich habe die Adresse.

Marius wurde bleich. Sein Blut strömte wieder nach dem Herzen.

Welche Adresse? frug er.

Die Adresse, welche Sie von mir verlangt haben.

Dann fügte sie, als koste es ihr eine Anstrengung hinzu:

Sie wissen ja! . . . die Adresse . . .

Ja! stotterte Marius.

Des Fräuleins.

Sie seufzte tief, als sie dieses Wort aussprach. Marius sprang auf und ergriff, fast außer sich, ihre Hand.

Ja! Gut! Führe mich. Frage mich was Du willst! Sage wir, wo wohnt sie?

So kommen Sie nur! antwortete sie. Ich weiß Straße und Nummer nicht genau. Es ist an einer ganz anderen Seite. Aber ich kenne das Haus und will Sie führen.

Darauf zog sie ihre Hand wieder zurück und sagte in einem Tone, der einem jeden Anderen zu Herzen gegangen wäre, der dem trunkenen und entzückten Marius aber ganz entging:

O! wie zufrieden Sie sind!

Eine Wolke flog über Marius Stirn. Er faßte Eponine beim Arm und sagte:

Schwöre mir Eins!

Schwören? sagte sie, was heißt das? Wie! Sie wollen, daß ich Ihnen etwas schwören soll? Dabei lachte sie.

Wegen Deines Vaters! versprich mir Epinone, daß Du ihm die Adresse nicht sagen willst.

Sie drehte sich verwundert um und sah ihn an.

Woher wissen Sie denn, sagte sie, daß ich Eponine heiße?

Versprich mir, vor allem Anderen, worum ich Dich bitte!

Sie schien das zu überhören, weil sie sagte:

Ei! das ist aber hübsch, daß Sie mich beim Namen nennen.

Marius ergriff ihre beiden Arme.

Aber so antworte mir doch, im Namen des Himmels! sagte er, gib doch Acht auf das, was ich Dir sage und schwöre mir, daß Du die Adresse Deinem Vater nicht mittheilen willst!

Meinem Vater! erwiederte sie, o! seien Sie deshalb ohne Sorge; er ist im Gefängniß. Bekümmere ich mich denn überhaupt um meinen Vater?

Du versprichst es mir also? schrie Marius.

Aber so lassen Sie mich doch los, sagte sie, in Lachen ausbrechend; wie Sie mich schütteln! Ja, ja! ich verspreche es Ihnen, ich schwöre es Ihnen! Was liegt mir denn daran? Ich werde meinem Vater die Adresse nicht sagen. Nun ist's Ihnen so recht? Sind Sie jetzt zufrieden?

Und auch sonst Niemandem? fügte Marius hinzu.

Keinem!

Nun kannst Du mich hinführen.

Sogleich?

Auf der Stelle.

Ja, ja, kommen Sie nur. O! wie vergnügt sie sein wird, sagte sie.

Als sie einige Schritte gemacht hatte, blieb sie stehen.

Sie folgen mir zu dicht auf dem Fuße nach, Herr Marius! Lassen Sie mich nur vorausgehen und gehen Sie mir nach, ohne Aufsehen zu erregen. Ein so anständiger junger Herr, wie Sie, darf nicht mit einem Frauenzimmer, wie ich, zusammengesehen werden.

Keine Sprache vermag zu schildern, was in dem Worte „Frauenzimmer" lag, oder vielmehr in dem Tone, mit welchem es von diesem, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen ausgesprochen wurde.

Nachdem sie zehn Schritte gemacht hatte, blieb sie wieder stehen. Marius holte sie ein. Da sagte sie seitwärts, ohne ihn anzusehen: Apropos, Sie haben mir ja etwas versprochen. Erinnern Sie sich dessen wohl?

Marius suchte in seinen Taschen, besaß aber in der Welt weiter nichts, als die fünf, dem Thénardier zugedachten Franken. Diese drückte er Eponinen in die Hand.

Sie machte die Hand wieder auf und ließ das Geldstück auf den Boden fallen, indem sie ihm einen finstern Blick zuwarf.

Ich mag kein Geld von Ihnen, sagte sie.

Drittes Buch.

Das Haus in der Straße Plumet.

I.

Das geheimnißvolle Haus.

Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts gab es einen Präsidenten beim Pariser Parlament, der sich heimlich eine Maitresse hielt, weil zu der Zeit große Herren ihre Maitressen öffentlich zeigten, Bürger sie aber verbargen. Er ließ daher ein kleines Haus im Faubourg St. Germain, in der öden Straße Blomet, bauen, die heut zu Tage Rue Plumet heißt, unweit der Stelle, die man damals le Combat deë Animaux nannte.

Dieses Häuschen bestand nur aus einem Pavillon mit einem einzigen Stockwerk. Das Erdgeschoß hatte zwei Säle und eine Küche der erste Stock zwei Zimmer und ein Boudoir. Darüber war der Speicher. Ein Garten, mit breitem Gitter nach der Straße, lag vor dem Häuschen. Dieser Garten mochte etwa einen Morgen groß sein. Das war Alles, was die Vorübergehenden sehen konnten. Aber hinter dem Pavillon lag noch ein schmaler Hof, mit einem Anbau über dem Kellerraum. Er enthielt zwei Zimmer, die zur Noth ein Kind und eine Amme verbergen konnten. Diese Wohnung stand rückwärts mittelst einer verdeckten Thüre mit verborgenem Verschluß, mit einem langen, schmalen, gepflasterten, winkeligen ungedeckten, an beiden Seiten von hohen Mauern begränzten Gange in Verbindung, der, mit wunderbarer Kunst versteckt, sich zwischen den Hecken durch die Gärten und das bestellte Feld hinschlängelte und an seinem äußersten Ende mit einer ebenfalls verborgenen Thüre in Verbindung stand, die etwa eine halbe Viertelstunde von da, in einem ganz anderen Stadtviertel, am einsamen isolirtesten Ende der Rue de Babylone lag. Da hinein ging der Herr Präsident, so daß die, welche ihn belauert und bemerkt hatten, daß er sich alle Abende in geheimvoller Weise nach diesem Orte begab, keine Ahnung davon gehabt hätten, daß sein Gang nicht der Rue de Babylone, sondern der Rue Blomet galt.

Durch geschickten Ankauf von Grundstücken war es dieser genialen Magistratsperson gelungen, jenen geheimen Straßenbau auf eigenem Grund und Boden, also ohne lästige Controle, ausführen zu können. Später, als der Bau vollendet war, verkaufte der Präsident das überflüssige Terrain als kleine Gärten- und Culturparzellen, der Art, daß die Ankäufer derselben eine angränzende Mauer vor Augen zu haben glaubten, und die Existenz dieses langen, sich zwischen zwei Mauern durch ihre Beete und Obstgärten hinschlängelnden geheimen Ganges nicht einmal ahnten. Nur die Vögel sahen diese Merkwürdigkeit. Die Grasmücken und Meisen des ver-

flossenen Jahrhunderts mögen dabei mancherlei auf Unkosten des Herrn Präsidenten gezwitschert haben.

Der aus Steinen erbaute, im Mansardenstyle aufgeführte getäfelte und im Watteau'schen Geschmack möblirte Pavillon wies im Innern auf den Rococco-, im Aeußern auf den Perückenstyl hin, war von einer dreifachen Blumenhecke umgeben, und verrieth etwas Diskretes, Kokettes und Feierliches, wie es sich für die Liebeslaune einer ernsten Magistratsperson schickt.

Haus und Gang, die gegenwärtig nicht mehr zu sehen sind, existirten noch vor fünfzehn Jahren. 1793 hatte ein Kupferschmied das Haus angekauft, um es niederzureißen; da er es aber nicht bezahlen konnte, wurde er von der Nation für bankerott erklärt. Auf diese Weise riß das Haus den Kupferschmied nieder. Seit der Zeit blieb es unbewohnt und verfiel langsam in Ruinen, wie jede Wohnung, die nicht unter Aufsicht steht und Leben durch die Lebendigen erhält. Die alten Möbel waren darin geblieben und das Ganze immer noch zu verkaufen oder zu vermiethen. Die zehn oder zwölf Personen, welche jedes Jahr durch die Rue Plumet gingen, konnten das aus einem gelblichen, unleserlichen Zettel entnehmen, der schon seit dem Jahre 1810 an dem Gitter des Gartens hing.

Gegen das Ende der Restaurationsepoche hätten dieselben Passanten bemerken können, daß der Zettel verschwunden und sogar die Fensterläden des ersten Stockes geöffnet waren. Das Häuschen hatte endlich Einwohner erhalten. Das bewiesen auch die kleinen Vorhänge an den Fenstern, welche außerdem auf die Anwesenheit eines weiblichen Wesens schließen ließen.

Im Monate Oktober 1829 hatte sich ein Mann von schon vorgerücktem Alter eingefunden und das Haus, so wie es war, gemiethet, natürlich mit Hintergebäude und Gang nach der Rue de Babylone. Er hatte die verborgenen Thüren an beiden Zugängen der Passage wieder herstellen lassen. Das Haus war noch, wie gesagt, zum größten Theile mit den alten Möbeln des Präsidenten versehen. Der neue Miether ließ einige Reparaturen vornehmen, ergänzte hier und da was fehlte, ließ das Pflaster im Hofe ausbessern, den rothen Ziegelsteinboden herstellen, neue Stufen in die Treppe machen, die Täfelung neu füllen, Scheiben einsetzen und bezog, nachdem dieses Alles geschehen war, mit seiner jungen Tochter und einer betagten Magd geräuschlos die wieder eingerichtete Wohnung, mehr wie Jemand, der sich in sein Haus schleicht, als wie Einer, der es betritt. Die Nachbarn sprachen aus dem einfachen Grunde nicht darüber, weil es keinen gab.

Dieser schüchterne oder stille Einwohner war kein anderer als Jean Valjean. Das junge Mädchen war Cosette. Die Magd, eine

alte Jungfer, Namens Toussaint, hatte Jean Valjean aus dem Spital und dem Elend gezogen. Da sie schon betagt und vom Lande war, dazu auch stotterte, so hatte sich Jean Valjean eben dadurch bestimmt gefunden, sie zu sich zu nehmen. Er hatte das Häuschen unter dem Namen Fauchelevent, Rentner, gemiethet.

Warum hatte Jean Valjean das Kloster des kleinen Picpus verlassen? Was war vorgefallen?

Eigentlich nichts Besonderes.

Man erinnert sich, daß Jean Valjean im Kloster glücklich war, so glücklich, daß sein Gewissen anfing, sich darüber zu beunruhigen. Er sah Cosette täglich, fühlte die väterliche Liebe zu ihr sich immer mehr in seinem Herzen entwickeln, sagte sich, daß dieses Kind, dem seine ganze Seele angehörte, Niemanden außer ihm habe, daß Keiner sie ihm entreißen könne; daß das immer so sein würde; daß sie ohne Zweifel bei täglicher, milder Anregung dazu Nonne werden würde; daß das Kloster daher von nun an für sie wie für ihn die Welt bedeute; daß er alt, sie groß darin werden, bis auch sie alt sein und er sterben würde; daß dann, o reizende Hoffnung! keine Trennung mehr möglich sei. Als er das Alles bedachte, kam er in Verlegenheit und stellte sich verschiedene Fragen, zunächst die, ob er wohl ein ausschließliches Recht auf so viel Glück habe, ob nicht eine andere Person dadurch beeinträchtigt würde, nämlich das Kind selbst, das er, ein Greis, confiszirt, entführt habe; ob diese Handlung nicht ein Raub sei.

Er sagte sich, daß dieses Kind berechtigt sei das Leben erst kennen zu lernen, ehe es darauf verzichte, daß die menschliche Natur ihrem Berufe entfremdet, dem Willen Gottes getrotzt werde, wenn man, unter dem Vorwande dem Schützling alle schweren Prüfungen zu ersparen, ohne ihn fast um seine Zustimmung zu fragen, ihm von vorn herein alle Lebensfreuden abschneide und indem man Nutzen aus seiner Unwissenheit und einsamen Lage ziehe, ihn für einen Beruf bestimme, zu dem er vielleicht gar keine Neigung habe. Wer weiß, dachte er, ob Cosette, wenn ihr das eines Tages klar würde und sie es bedauere, Nonne geworden zu sein, ihn nicht am Ende hassen müsse. So kam er auf einen Gedanken, der fast egoistisch und minder heroisch, ihm aber unerträglich war, auf den, daß er das Kloster verlassen müsse. Er sah mit großer Bekümmerniß, daß er nicht anders handeln könne. Gründe gegen die Ausführung dieses Entschlusses konnte er nicht auffinden. Ein fünfjähriger Aufenthalt zwischen den dunklen Klostermauern, sein Verschwinden, ließen keine Befürchtung bei ihm aufkommen. Er konnte sich wieder ruhig in der Gesellschaft der Menschen zeigen. War er doch gealtert und alles seitdem anders geworden. Wer sollte ihn noch wie-

dererkennen? Im schlimmsten Falle war übrigens die Gefahr nur für ihn da. Hatte er doch nicht das Recht, Cosette zum Kloster zu verdammen, weil er einst zum Bagno verurtheilt worden war. Was ist übrigens Gefahr, wenn es gilt seine Pflicht zu erfüllen? Nichts hinderte ihn ja daran, vorsichtig zu sein und seine Maßregeln zu ergreifen.

Was Cosettes Erziehung betraf, so war diese beinahe beendigt und vollkommen.

Nachdem er seinen Entschluß einmal gefaßt hatte, wartete er nur noch auf eine Gelegenheit, ihn auszuführen. Sie bot sich bald. Der alte Fauchelevent starb.

Jean Valjean ließ die ehrwürdige Mutter-Priorin um eine Audienz bitten.

Hierauf eröffnete er ihr, daß er, in Folge des Absterbens seines Bruders, eine kleine Erbschaft gemacht habe, die ihm gestatte, von nun ab sorgenfrei zu leben, weshalb er sie bitte, ihn nebst seiner Tochter aus dem Kloster zu entlassen; daß er aber, weil es unbillig sein würde, Cosette unentgeltlich erzogen zu haben, falls sie das Gelübde nicht ablege, die ehrwürdige Mutter-Priorin ferner bitte, es gut heißen zu wollen, daß er der Gemeinde, als Entschädigung für die fünf Jahre, die Cosette im Kloster zugebracht habe, eine Summe von 5000 Franken anbiete.

So verließ Jean Valjean das Kloster der ewigen Anbetung.

Beim Auszuge nahm er den kleinen Koffer, den er keinem Lohndiener anvertrauen wollte, und wozu er den Schlüssel stets bei sich trug, selbst unter den Arm. Cosette hätte gar gern gewußt, was darin war, weil er stark nach Wohlgerüchen duftete.

Diesen Koffer ließ er nie außer Augen. Er hatte ihn stets in seinem Zimmer. Mitunter war er nur der einzige, immer aber der erste Gegenstand, den er beim Auszuge mitnahm.

Cosette lachte darüber und nannte ihn den „unzertrennlichen Koffer", indem sie hinzufügte: Ich bin eifersüchtig darauf.

Jean Valjean erschien übrigens nur mit großer Angst wieder in freier Luft. Da ihm die einsame Lage des Hauses in der Rue Plumet zusagte, so verbarg er sich dort unter dem Namen Ultime Fauchelevent, auf welchen er einige Ansprüche hatte.

Gleichzeitig miethete er zwei andere Zimmer in Paris, theils um nicht so häufig an einer Stelle gesehen zu werden, anderntheils um, beim geringsten Anzeichen einer Gefahr, sich die nöthige Zeit entfernt halten zu können, wobei er jener Nacht gedachte, in welcher er Javert auf so wunderbare Weise entronnen war.

Die beiden ärmlichen und kleinen Zimmer lagen in zwei von

einander sehr entfernten Stadtvierteln, das eine in der Rue de l'Ouest, das andere in der Rue de l'Homme-armé.

Von Zeit zu Zeit bezog er bald die eine, bald die andere dieser Wohnungen in den genannten Straßen und brachte da einen Monat oder sechs Wochen mit Cosette zu, ohne die Toussaint mitzunehmen. Er ließ sich dort durch die Pförtnerin bedienen, und gab sich für einen, vor der Stadt wohnenden Rentner aus, der in der Stadt ein Absteigequartier habe. Dieser ausgezeichnet tugendhafte Mann hatte drei Absteigequartiere in Paris, um der Polizei entgehen zu können.

II.

Jean Valjean als Nationalgardist.

Er wohnte den größten Theil der Zeit in der Rue Plumet und hatte sich folgendermaßen eingerichtet. Cosette bewohnte mit der Magd den Pavillon, das heißt ein großes Schlafzimmer mit bemalten Wandspiegeln, ein Boudoir mit Goldleisten und den tapezirten, mit großen Sesseln möblirten Salon des Präsidenten. Der Garten stand unter ihrer Pflege. Jean Valjean hatte ein Baldachinbett von altem dreifarbigen Damast und einen alten, hübschen, persischen, in der Rue du Figuier-Saint-Paul bei Mutter Gaucher gekauften Teppich in Cosette's Schlafzimmer bringen lassen. Da diese alten Prachtstücke einen etwas ernsten Anblick darboten, so hatte er ihnen einige kleinere, anmuthigere Gegenstände beigefügt, wie sie für junge Mädchen passen. Darunter waren: ein Büchergestell mit hübschen Bänden in Goldschnitt, ein Arbeitstischchen mit eingelegtem Perlmutter, ein im Feuer vergoldetes Arbeitskästchen, Toilettengegenstände aus chinesischem Porzellan, niedliche Schreibmaterialien u. s. w. Lange Vorhänge aus dreifarbigem Damast mit rothem Grund, fast in der Art, wie die Bettgardinen, zierten die Fenster des ersten Stocks. Im Erdgeschosse waren Vorhänge aus Tapetenstoff angebracht. Cosette's Häuschen war den ganzen Winter über in allen Theilen geheizt. Er dagegen bewohnte eine Art Portierloge im Hintergrunde des Hofes. Darin standen: ein Feldbett, ein Tannenholztisch, zwei Strohstühle, ein Waschbecken von Porzellan, einige Scharteken auf einem Brett und sein theurer Koffer in einer Ecke. Geheizt war dieses Zimmer niemals. Er aß mit Cosette zu Mittag. Immer lag ein Schwarzbrod für ihn auf dem Tische. Als die Toussaint in seinen Dienst getreten war, hatte er zu ihr gesagt: Das Fräulein ist die Herrin vom Hause. — Und Sie, mein Herr? erwiderte die alte Magd ganz erstaunt. — Ich, sagte er, bin mehr als Herr, ich bin der Vater! Cosette hatte im Kloster die Wirthschaft erlernt und leitete die Haushaltung, die eine sehr bescheidene war.

Jean Valjean ging täglich mit Cosette am Arm spazieren und führte sie in den Luxembourg, wo er die am wenigsten besuchten Alleen auswählte. Sonntags ging er mit ihr in die Messe nach Saint-Jacques du Haut-Pas, weil diese Kirche sehr weit entfernt war. Da in jenem Stadtviertel viele Arme wohnen, so spendete er reichlich Almosen. Die Armen umringten ihn stets in der Kirche, welches Thénardier die Adresse: „An den wohlthätigen Herrn in der Kirche Saint-Jaques du Haut-Pas“ eingegeben hatte. Er führte Cosette gern zu den Hülfsbedürftigen und Kranken. Fremde betraten niemals das Haus in der Rue Plumet. Die Toussaint besorgte die Einkäufe der Lebensmittel und Jean Valjean schöpfte selbst Wasser aus einem nahen Brunnen des Boulevards. Holz und Wein wurden in einer Grotte in der Nähe der Thüre nach der Rue de Babylone untergebracht. Der Präsident hatte sie angelegt, da in jenen Zeiten der Thorheiten und Lusthäuschen kein Liebesverhältniß ohne Grotte bestehen konnte.

An der Blendthüre der Rue de Babylone war ein Kasten angebracht, welcher für Briefe und Journale bestimmt war. Da jedoch die drei Bewohner des Pavillons der Rue Plumet weder Journale noch Briefe empfingen, so reduzirte sich der zeitige Nutzen des erwähnten Kastens, welchem ehemals die Liebesverhältnisse verliebter Magistratspersonen anvertraut waren, auf die Uebermittlung von Steuerzetteln und Billeten der Nationalgarde. Der Rentner Herr Fauchelevent war nämlich Mitglied dieser Corporation. Er hatte sich der genauen Zählung von 1831 nicht entziehen können. Die zu der Zeit von der Staatsverwaltung eingezogenen Erkundigungen erstreckten sich bis ins Kloster des kleinen Picpus, eine sonst undurchdringliche und heilige Wolke, aus welcher Jean Valjean in den Augen der Mairie als ehrwürdiger Mann hervorgegangen war, der folglich mehr als irgend Jemand verdiente, ein Mitglied der Garde zu sein.

Drei oder viermal im Jahre zog Jean Valjean seine Uniform an und bezog die Wache, was er übrigens sehr gern that. Er sah das als eine Verkleidung an, in welcher ihn so leicht keiner erkennen konnte und die ihm gestattete, einsam zu bleiben, obwohl er mit aller Welt zusammen kam. Jean Valjean war damals sechszig Jahre alt und nicht mehr dienstpflichtig, schien aber nicht älter als fünfzig zu sein.

Er hatte keine Lust, sich dem Dienste zu entziehen und den Grafen von Lobau zu chikaniren. Er hatte kein Geschäft, verheimlichte seinen Namen, seine Identität, sein Alter, Alles, und war demungeachtet ein sehr tüchtiger Nationalgardist. Sein ganzer Ehrgeiz bestand darin, dem ersten Besten zu gleichen, der seine Steuern

zahlt. Das Ideal dieses Mannes war nach Außen ein Bürger, nach Innen ein Engel.

Wir müssen noch bemerken, daß, wenn Jean Valjean mit Cosette ausging, er, wie wir wissen, so ziemlich in seinem Anzuge einem alten Offiziere glich.

War er allein, was in der Regel des Abends stattfand, so trug er ein Kamisol, eine Arbeiterhose und eine Mütze, die er über die Stirne zog. So ging er ebenfalls aus. War das Vorsicht oder Bescheidenheit von ihm? Beides zugleich. Cosette war schon so an das geheimnißvolle Thun ihres Vaters gewöhnt, daß ihr diese Eigenthümlichkeiten kaum mehr auffielen. Die Toussaint verehrte Jean Valjean und fand Alles gut, was er that. Eines Tages sagte der Fleischer, als er Jean Valjean gesehen hatte: „Das ist ein merkwürdiger Mann." Darauf antwortete sie: „Er ist ein Heiliger!"

Weder Jean Valjean, noch Cosette oder Toussaint gingen jemals durch die Thüre in der Rue de Babylone. Wenn man sie nicht durch das Gartengitter bemerkte, war es schwer zu errathen, daß sie in der Rue Plumet wohnten. Das Gitterthor war immer geschlossen. Jean Valjean ließ den Garten unbebaut, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Darin täuschte er sich aber vielleicht doch.

III.
Foliis ac frondibus.

Der sich seit länger als einem Jahrhunderte selbst überlassene Garten bot einen außerordentlichen und nichtsdestoweniger reizenden Anblick dar. Die Vorübergehenden vor vierzig Jahren blieben oft davor stehen und hatten keine Ahnung von den, hinter seiner frischen, grünen Laube verborgenen Geheimnissen. Mehr als ein Neugieriger jener Epoche drang mit Augen und Gedanken indiskret durch die Eisenstäbe des antiken, verschlossenen, gewundenen, schwankenden Gitters, das in zwei grünliche bemooste Pfeiler eingelassen und darin vernietet war. Dieses Gitter wurde durch einen Giebel mit räthselhaften Arabesken gekrönt.

In einer Ecke des Gartens standen eine Steinbank, eine oder zwei bemooste Statuen und ein herabgestürztes Rebengeländer, das an der Mauer faulte. Wege und Beete waren ganz verwildert. Allerwärts Unkraut; von Gärtnerei keine Spur mehr; desto mehr wilde Natur. Das Unkraut wucherte in voller Freiheit. Uebrigens blühten hier und da einzelne Levcoyen. In diesem Garten beeinträchtigte nichts die heiligen Lebenstriebe der Natur. Ehrwürdiges Wachsthum war da zu Hause. Die Bäume hatten sich zu den Brombeersträuchen gebückt und diese sich zu den Bäumen erhoben; Schlingpflanzen waren aufwärts gekrochen und Aeste hatten sich ge-

senkt; was sich sonst wurmartig über die Erde hinschlängelt, brüstete sich da in den Lüften und, was im Winde flattert, hatte sich geneigt und schleppte sich durch's Moos. Stämme, Zweige, Blätter, Fasern, Büschel, Weinstockgäbelchen, Rebholz und Dornen waren bunt durcheinander gemengt und mit einander verwachsen. Die Vegetation feierte und vollzog da in einer engen, innigen Umarmung unter dem heiteren Auge des Schöpfers, in diesem Gehege von dreihundert Quadratfuß, das heilige Mysterium der Brüderlichkeit. Es war die symbolische Darstellung menschlicher Verbrüderung. Der Garten war nicht sowohl Garten, als kolossales Gestrüpp, das heißt etwas Undurchdringliches wie ein Wald, dazu bevölkert wie eine Stadt, rostig wie ein leeres Nest, finster wie eine Kathedrale, wohlriechend wie ein Blumenstrauß, einsam wie ein Grab und doch lebendig wie ein vielköpfiges Wesen.

Dieser ungeheuere hinter dem Gitter und seinen vier Mauern freie Busch hatte im Frühjahre seine Brunstzeit. Dann gährten und kochten die Säfte in ihm und er zitterte in der aufgehenden Sonne, fast wie ein Thier, das die Ausströmungen der cosmischen Liebe einsaugt und die Frühlingssäfte in seinen Adern toben fühlt; dann schüttelte er seinen wunderbaren, grünen Hauptschmuck im Winde, besäete die feuchte Erde, die bemoosten Statuen, den baufälligen Perron des Pavillons und sogar das Pflaster der öden Straße mit Sternblüthen und Thauperlen: ein Bild der Fruchtbarkeit, der Schönheit, des Lebens und der Freude. Seine balsamischen Düfte schwängerten weithin die Lüfte. Um die Mittagszeit flüchteten sich Tausend weiße Schmetterlinge dahin und es war ein wahrhaft göttlicher Anblick, diese lebendigen Schneeflocken im dunklen Laube herumwirbeln zu sehen.

Eine Menge unschuldiger Stimmen unterhielten sich da im lustigen Dunkel, sprachen traulich zur Seele, und was das Gezwitscher nicht sagte, vervollständigte das Summen. Des Abends quoll ein träumerischer Dunst aus dem Boden und hüllte den Garten ein. Ein aus Nebel gewobenes Leichentuch, eine himmlische Traurigkeit und Ruhe deckten ihn. Ein betäubender Geruch von Geißblatt und Winde strömte allerwärts wie feines auserlesenes Gift daraus hervor. Gleichzeitig vernahm man die letzten Abendrufe der unter den Aesten einschlummernden Bäumhacker und Bachstelzen.

Man hatte dabei das Gefühl jener heiligen inneren Vertraulichkeit, die zwischen Baum und Vogel herrscht. Am Tage belebt lustiger Flügelschlag die Blätter und bei Nacht schützen die Blätter den Flügel.

Im Winter war das Gebüsch schwarz, feucht, struppig, frostig und ließ das Haus etwas durchschimmern. Statt der Blumen in

den Zweigen und des Thaues in den Blumen bemerkte man lange silberne Streifen von Schnecken auf den kalten, dicken und vergilbten Blättern. Von welcher Seite und in welcher Jahreszeit man aber auch das kleine Gehege betrachten mochte, bot es im Frühling, Sommer, Herbst und Winter stets einen melancholischen Anblick dar. Beschaulichkeit, Einsamkeit, Freiheit, Menschenleere und Anwesenheit Gottes machten sich da geltend. Das alte rostige Gitter schien sagen zu wollen: „Dieser Garten gehört mir!"

Obwohl Paris rings um diese Straße lag, die klassischen und prächtigen Gebäude der Rue de Varenne so zu sagen nur einige Schritte davon entfernt waren, der Invalidendom nahe dabei in die Wolken strebte, die Kammer der Deputirten nicht fern war, die Karossen in der nahen Rue de Bourgogne und Rue St. Dominique mit Gepränge einherrollten, die gelben, braunen, weißen und rothen Omnibusse auf dem benachbarten Platze sich kreuzten: so war doch die Rue Plumet trotz alledem öde.

Der Tod der früheren Eigenthümer, eine seitdem stattgehabte Revolution, der Ruin so manchen Wohlstandes alter Zeit, Abwesenheit, Vergessenheit, ein vierzigjähriger Wittwerstand an einem Orte hatten genügt, um an diesem privilegirten Plätzchen Farnkräuter, Schierling, Schafgarbe, Langgräser, große, glockenförmige Pflanzen mit breiten blaßgrünen Blättern, Eidechsen, Käfer und schnellfüßige Insekten hervorzurufen, und zwischen diesen vier Mauern aus den Tiefen der Erde eine gewisse wilde Größe hervorgehen zu lassen. Während der Zeit hatte sich die Natur, minder kleinlich als der Mensch in seinen Schöpfungen, weil sie sich eben so groß in der Ameise als im Adler zeigt, in diesem kleinen elenden pariser Gärtchen eben so majestätisch und rauh entwickelt, wie in einem Urwalde der neuen Welt.

Nichts ist in Wirklichkeit unbedeutend. Wer einen tiefen Blick in die Natur geworfen hat, weiß es.

Obwohl die Philosophie keine absolute Einsicht gewinnt und, ebenso wenig die Ursache wie die Wirkung der Erscheinung vollständig begreift, so erfaßt den Denker doch ein grenzenloses Erstaunen wenn er alle diese zahllosen, verschiedenen, nach der Einheit gerichteten Kräfte betrachtet. Alles hat Bezug auf das Ganze und wirkt dafür.

Die Algebra findet ihre Anwendung auf die Wolken. Das Strahlen eines Gestirns kommt der Rose zu Nutzen. Kein Denker wird es wagen, zu behaupten, daß der Duft des Weißdorns nutzlos für die Gestirne sei. Wer kann den Weg eines Atoms berechnen? Was wissen wir davon, ob die Entstehung von Welten nicht durch den Fall von Sandkörnern bestimmt wird? Wer kennt Ebbe

und Fluth des Unendlich=Großen und des Unendlich=Kleinen? Das Echo der Ursachen im Abgrunde des Seins? Die geheimen Werke statt der Natur? Da ist eine Milbe von Bedeutung. Das Kleine ist groß und das Große klein, jedes einzelne nothwendig in der untrennbaren Kette der Erscheinungen. Welch eine schreckliche Vision! Es gibt wundervolle Beziehungen zwischen Wesen und Dingen, ein Unergründliches im Ganzen, ein Verhältniß zwischen Sonne und Blattlaus. Eins ist auf das Andere angewiesen. Nichts ist verächtlich. Das Licht nimmt die irdischen Düfte nicht mit in den Azur, ohne zu wissen, was es damit macht. Schlafende Blumen saugen Sternenlicht ein. Alle Vögel der Lüfte haben den Zug des Unendlichen im Flügel. Das Keimen hängt mit dem Erscheinen eines Meteors und mit dem Picken der ihr Ei zerbrechenden Schwalbe zusammen, wie der Wurm an demselben Tage geboren wurde, der Sokrates Leben gab. Wo das Teleskop aufhört, fängt das Mikroskop an. Welches von Beiden eröffnet eine größere Aussicht? Ihr habt die Wahl. Ein Moos ist eine Milchstraße von Blumen und ein astronomischer Nebel ein Sternenhaufen.

Ueberall Wechselverhältniß, Gemeinschaftlichkeit und, was noch unerhörter ist, die Intelligenz an die Thatsache der Materie gebunden. Elemente und Prinzipien verwischen sich, combiniren sich, vermehren sich, so daß daraus eine materielle und moralische Welt entsteht. Das Phänomen wiederholt sich fortwährend. In dem ungeheuren kosmischen Austausche zieht das Universalleben in unbekannten Quantitäten aus und ein; ergießt sich in geheimnißvollen Strömungen durch den Raum; verwendet Alles; verliert keinen Traum; beseelt hier ein Thierchen und dort einen Stern; oscillirt und schlängelt sich durch; macht aus dem Licht eine Kraft und aus dem Gedanken ein Element; vertheilt sich unsichtbar; löst Alles auf, ausgenommen jenen mathematischen Punkt, das Ich; beseelt das Atom und führt es zu Gott; verbindet die höchste mit der niedrigsten Thätigkeit im Dunkel eines Schwindel erregenden Mechanismus; knüpft den Flug eines Insektes an die Rotation der Erde und subordinirt, wer weiß, wenn auch nur wegen der Identität des Gesetzes, die Bahn des Kometen am Firmamente dem Kreisen des Infusoriums im Wassertropfen. Geistvolle Maschinerie, unermeßliches Räderwerk, dessen kleinster Theil eine Mücke, dessen letztes Rad der Thierkreis ist.

IV.

Veränderungen des Gitters.

Es schien, als hätte jener Garten, dessen Bestimmung es einst war, süße Geheimnisse zu verbergen, sich umgewandelt, und diene

nunmehr dazu, keuschen Mysterien Schutz zu gewähren. Es gab weder Lauben noch Rasenplätze, noch Grotten in demselben. Von allen Seiten prächtiges Halbdunkel, das wie ein Schleier darüber lag. Paphos war wieder Eden geworden. Etwas wie Buße schien die Luft dieser Einsiedelei gereinigt zu haben.

Das ehemals in übelm Rufe stehende Gärtchen war wieder jungfräulich und schamhaft geworden. Ein Präsident und ein Gärtner, von welchen sich der Erstere für einen Nachfolger Lamoignon's, der Andere für einen zweiten Lenotre hielt, hatten dieses Gärtchen gemeinschaftlich angelegt, zugestutzt, eingetheilt und für galante Zwecke eingerichtet. Nun aber war es wieder in die Hand der Natur gefallen und mit seinen dunkeln, verwilderten Lauben wie zur wahren Liebe geschaffen. Ein Herz, bereit sich zu entflammen, war schon ganz nahe. Die Liebe brauchte sich nur zu zeigen. Ein grüner Tempel aus Moos und Gräsern, girrende Vögel, trauliches Dunkel, säuselnde Blätter: was bedurfte es mehr für ein sanftes, gläubiges, redliches, hoffendes, sehnsüchtiges Herz? Cosette hatte das Kloster fast noch als Kind verlassen. Sie war etwas mehr als vierzehn Jahre alt, in jenem undankbaren Alter, das so oft irre führt. Sie schien nämlich, abgesehen von den Augen, eher häßlich als hübsch zu sein. Zwar konnte man keinen unangenehmen Zug in ihrem Gesichte entdecken, aber sie war linkisch, mager, schüchtern und kühn zu gleicher Zeit, kurz ein aufgeschossenes kleines Mädchen.

Ihre Erziehung war ziemlich vollständig gewesen. Man hatte sie nicht sowohl religiös als devot erzogen. Was man im Kloster Geschichte nennt, so wie Geographie, Grammatik, etwas Musik, Zeichnen u. s. w. war ihr beigebracht worden. Außer dem wußte sie nichts, weder was verführerisch und reizend, noch was gefährlich war. Die Seele eines jungen Mädchens darf hierüber nicht im Unklaren bleiben, sonst entstehen später zu lebhafte überraschende Bilder, wie in einer Cammera obscura. Sie muß allmählig und vorsichtig aufgeklärt werden, mehr durch den Reflex der Realitäten, als durch das von ihnen ausströmende direkte und harte Licht. So eine nützliche, anmuthig ernste Halbbeleuchtung läßt keine kindische Furcht aufkommen und beugt dem Falle vor. Nur der mütterliche Instinkt, der, mit bewundernswerthem Takte, die Erinnerungen der Jungfrau mit der Erfahrung des Weibes zu verschmelzen versteht, weiß, wie dieses Halblicht beschaffen sein muß. Diesen Instinkt vermag nichts zu ersetzen. Alle Nonnen der ganzen Welt vermögen keine Mutter zu ersetzen, wenn es gilt, die Seele eines jungen Mädchens zu bilden. Cosette hatte viele Mütter, aber keine Mutter gehabt.

Was Jean Valjean anbetraf, so war er wohl jeder Zärtlich-

keit und Hingebung fähig, aber ein alter Mann, der so zu sagen nichts wußte.

Wie viele und mannigfaltige Kenntnisse gehören aber nicht dazu um das ernste Werk der Erziehung, der Vorbereitung eines jungen Mädchens auf das Leben, würdig zu vollenden und jene große Unwissenheit zu bekämpfen, welche man Unschuld nennt.

Nichts macht ein junges Mädchen so für Leidenschaften empfänglich, als ein Aufenthalt im Kloster.

Das Kloster entwickelt die Lust nach dem Unbekannten, Abenteuerlichen. Das auf sich allein angewiesene Herz wird, weil es sich nicht mittheilen kann, verschlossen, träumerisch. Daraus entstehen Visionen, Vermuthungen, Bilder, romanhafte Entwürfe, abenteuerliche Wünsche, phantastische Pläne, ganze, in geistiger Dunkelheit construirte Gebäude, düstere und geheimnißvolle Wohnungen, in welchen die Leidenschaften sogleich ein Unterkommen finden, sobald das geöffnete Gitter ihnen den Eintritt gestattet.

Das Kloster ist ein Zwang, der, wenn er über das menschliche Herz triumphiren soll, ewig dauern muß.

Als Cosette das Kloster verließ, konnte sie nichts Angenehmeres und Gefährlicheres finden, als das Haus in der Straße Plumet. Es war die Fortsetzung der Einsamkeit mit dem Anfang der Freiheit; ein geschlossener Garten mit einer herben, reichen, wollüstigen und duftenden Natur; dieselben Träume wie im Kloster, aber junge Männer, die vorübergingen; ein Gitter, aber nach der Straße.

Als sie indessen, wir müssen es wiederholen, einzog, war sie nur ein Kind. Jean Valjean überließ ihr den Garten wie er war. Mache damit was Du willst, sagte er. Das amüsirte Cosette. Sie stöberte überall darin umher, in jeder Hecke und Laube, drehte jeden Stein um, suchte nach „Thieren“ und spielte, weil sie noch nicht gelernt hatte zu träumen. Sie liebte den Garten auch wegen der Insekten, die sie darin im Grase und auf dem Boden fand. Noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher sie ihn wegen der Sterne lieben sollte, die sie über ihrem Haupte durch die Bäume schimmern sah.

Sie liebte ihren Vater, das heißt Jean Valjean, von ganzer Seele, mit naiver, kindlicher Leidenschaft, die ihr den guten Alten zu einem unentbehrlichen Begleiter machte. Wie man sich erinnert, las Herr Madeleine viel. Jean Valjean war dieser Gewohnheit treu geblieben und die Folge davon, daß er sich gut auszudrücken wußte. Er besaß den geheimen Reichthum und die Beredsamkeit einer bescheidenen und wahren Intelligenz, die sich rasch entwickelt hatte. Rauhes Aeußere war ihm gerade noch genug übrig geblie-

ben, um seine Güte zu würzen. Er hatte einen rauhen Geist und ein weiches Herz. Im Luxembourg unterhielt er sich ausführlich mit ihr und schöpfte dabei aus der Quelle seiner Leiden wie aus der seiner Belesenheit. Cosette hörte ihm zwar zu, sah aber dabei zerstreut aus. Dieser schlichte Mann genügte dem Geiste Cosettes ebenso, wie der wilde Garten des Luxembourg ihren Augen. Wenn sie den Schmetterlingen eine Zeit lang nachgejagt hatte, kam sie athemlos zu ihm zurück und sagte: ach! wie bin ich gelaufen!

Cosette vergötterte den alten Mann. Stets war sie bei ihm. Wo Jean Valjean weilte, war für sie Glück, Freude und Wohlsein. Da er weder Pavillon noch Garten bewohnte, so gefiel es ihr besser im geflasterten Hinterhofe, als in dem mit Blumen geschmückten Garten, besser in der kleinen, mit Strohstühlen möblirten Loge, als in dem großen, mit Tapeten verzierten Salon, in welchem sich hübsche überzogene Sessel befanden. Mitunter sagte Jean Valjean lächelnd zu ihr: Es macht mich zwar immer glücklich, Dich bei mir zu sehen, aber heute bitte ich Dich doch, mich ein wenig allein zu lassen!

Sie schmollte zuweilen so reizend und zärtlich mit ihm, wie es zwischen Vater und Tochter nur stattzufinden pflegt.

Vater! ich friere bei Dir, sagte sie, warum hast Du denn weder Teppich noch Ofen hier?

Mein liebes Kind, es gibt so viele Leute, die besser sind als ich und nicht einmal ein Dach über ihrem Haupte haben.

Warum habe ich denn Feuer und Alles, was ich nur irgend brauche?

Weil Du ein Mädchen und ein Kind bist.

O! Sollen die Männer denn Frost und Unbequemlichkeiten erdulden?

Gewisse Männer, ja!

Es ist schon gut. Ich werde nun so oft kommen, daß Du schon genöthigt werden sollst, Feuer zu machen.

Darauf sagte sie noch: Vater, warum ißt Du denn so schlechtes Brod?

Weil, meine Tochter ....

Gut! wenn Du es ißt, will ich es auch essen.

Nun mußte Jean Valjean Weißbrod essen, wenn er nicht haben wollte, daß Cosette Schwarzbrod aß.

Cosette erinnerte sich ihrer Kindheit nur dunkel. Sie betete Morgens und Abends für ihre Mutter, die sie nicht gekannt hatte. Der beiden Thénardiers gedachte sie noch als zweier scheußlichen Gestalten, wie man sie im Traume zu sehen pflegt.

Sie erinnerte sich noch einer Nacht, wo sie Wasser im Walde

geholt hatte und glaubte, daß es sehr weit von Paris gewesen sei. Es war ihr so, als hätte sie anfänglich in einem Abgrunde gelebt, aus dem sie Jean Valjean gezogen hätte. Ihre Kindheit machte den Eindruck auf sie, als wäre sie zu der Zeit von Tausendfüßen, Spinnen und Schlangen umgeben gewesen. Da sie nicht ganz klar darüber war, ob sie Jean Valjeans Tochter sei, so bildete sie sich mitunter, wenn sie im Bette lag und einschlafen wollte, ein, daß die Seele ihrer Mutter in den guten Alten gefahren sei, um bei ihr zu sein. Saß er bei ihr, so legte sie ihre Wange auf seine weißen Haare, ließ schweigend eine Thräne darauf fallen und dachte: Dieser Mann da ist vielleicht meine Mutter!

Cosette war im Kloster in tiefer Unwissenheit über weltliche Verhältnisse erzogen worden. Ihre reine Jungfräulichkeit hatte gar keine Vorstellung davon, was Mutterschaft bedeute. Es schien ihr nicht gerade unmöglich, daß sie gar keine Mutter gehabt habe. Wußte sie doch nicht einmal ihren Namen. Jedesmal wenn sie Jean Valjean darnach frug, schwieg er. Wiederholte sie ihre Frage, so lächelte er sie freundlich an. Einmal trotzte sie sogar dem Lächeln. Da sah sie eine Thräne in seinem Auge glänzen.

In diesem Schweigen Jean Valjeans war das Andenken an Fantine begraben.

War es Vorsicht? Achtung? Furcht? ihren Namen einem anderen als seinem Gedächtnisse anzuvertrauen.

So lange Cosette klein war, hatte Jean Valjean gern mit ihr von ihrer Mutter gesprochen; als sie aber heranwuchs, war es ihm nicht mehr möglich. Es schien ihm so als dürfe er es nicht thun. Geschah dies Cosettes oder Fantines wegen? Er empfand eine Art frommer Scheu davor, Cosettes Seelenfrieden durch ein düsteres Gemälde zu trüben und diese Todte zwischen sich und sie zu stellen. Je heiliger ihm das Andenken an die Verstorbene war, desto gefährlicher erschien sie ihm. Wenn er an Fantine dachte, wurde er stumm. Ihm war, als sähe er in der Finsterniß einen Finger am Munde. War alle Züchtigkeit, die in Fantine gewesen war und die sie im Leben verlassen hatte, nach ihrem Tode zurückgekommen und hatte sich entrüstet, wild blickend, über die in ihrem Grabe friedlich schlummernde Todte gebeugt? Empfand Jean Valjean, ohne es zu wissen, diesen Eindruck?

Wir, die wir an den Tod glauben, gehören nicht zu denen, welche diese geheimnißvolle Deutung zurückweisen. So war es also auch Cosette unmöglich, den Namen Fantine auszusprechen.

Eines Tages sagte Cosette:

Vater! ich habe meine Mutter heute Nacht im Traume gesehen.

Sie hatte zwei große Flügel. Meine Mutter muß also schon im Leben eine Heilige gewesen sein.

Durch Märtyrerthum, sagte Jean Valjean.

Im Uebrigen war Jean Valjean glücklich. Wenn Cosette mit ihm ausging, stützte sie sich stolz und glücklich auf seinen Arm. Jean Valjean schwelgte bei allen diesen Beweisen außerordentlicher Zärtlichkeit und Hingebung in Wonne. Der arme Mann zitterte, wie von himmlischer Freude bewegt, und hoffte, daß es die ganze Zeit seines Lebens so bleiben würde. Er glaubte, daß er nicht genug gelitten habe, um ein so strahlendes Glück zu verdienen, und er dankte Gott in seinem innersten Herzen, daß Er gestattet hatte, daß er, ein Elender, so von einem so unschuldigen Wesen geliebt wurde.

V.

Die Rose bemerkt, daß sie eine Kriegsmaschine ist.

Eines Tages, als Cosette zufällig in den Spiegel sah, kam es ihr beinahe so vor, als wäre sie hübsch. Das machte sie ganz verwirrt, weil sie bis zu jenem Augenblick sich nie mit Gedanken an ihre Schönheit beschäftigt hatte. Sie hatte sich zwar im Spiegel gesehen, aber nicht darin betrachtet.

Oft hatte man von ihr gesagt, daß sie häßlich sei, worüber sie Jean Valjean allein mit einem sanften Nein! Nein! tröstete. Wie dem auch sein mochte, Cosette hatte sich für häßlich gehalten und war in dieser Idee mit kindlicher Resignation groß geworden. Da plötzlich bestätigt der Spiegel die Aussage Jean Valjeans. Sie schlief die ganze Nacht nicht.

Wie spaßhaft würde es sein, wenn ich hübsch wäre, dachte sie. Dabei erinnerte sie sich ihrer Gespielinnen, deren Schönheit Eindruck im Kloster gemacht hatte und dachte: Wie! Ich werde also so sein, wie Fräulein so und so!

Am anderen Tage betrachtete sie sich abermals, aber nicht zufällig. Sie zweifelte: Wo hatte ich denn den Kopf? sagte sie. Nein! ich bin häßlich.

Sie hatte nur schlecht geschlafen, matte Augen und eine bleiche Gesichtsfarbe. Es hatte sie am Tage vorher nicht sehr fröhlich gemacht, an ihre Schönheit zu glauben; nun machte es sie aber traurig, nicht mehr daran zu glauben. Vierzehn Tage lang sah sie gar nicht mehr in den Spiegel und kehrte ihm den Rücken zu, wenn sie ihre Haare machte.

Des Abends nach dem Essen beschäftigte sie sich mit Tapisserie-Arbeiten im Salon, worin sie eine ziemliche Fertigkeit besaß, oder mit irgend einer andern Klosterarbeit, während Jean Valjean an

ihrer Seite las. Einmal hob sie die Augen von ihrer Arbeit und war ganz überrascht, daß ihr Vater sie so sorgenvoll ansah. Ein anderes Mal, als sie über die Straße ging, schien es ihr, daß Jemand, den sie nicht sah, hinter ihr sagte: Welch' ein hübsches Mädchen! Aber schlecht angezogen!

Bah! dachte sie, das kann ich nicht sein. Ich bin hübsch angezogen und häßlich! Sie hatte ihren Plüschhut und ein Merinokleid an.

Endlich hörte sie eines Tages die alte Toussaint sagen:

Herr! bemerken Sie nicht, wie hübsch das Fräulein wird?

Cosette überhörte, was ihr Pflegevater darauf antwortete.

Diese Worte der Toussaint wirkten elektrisch auf sie. Sie schlich sich aus dem Garten, ging in ihr Zimmer, lief auf den Spiegel zu, in den sie seit drei Monaten nicht mehr gesehen hatte und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Sie war von ihrem eigenen Anblicke geblendet.

Sie war hübsch und schön, und konnte nicht umhin, zu finden, daß die Toussaint und ihr Spiegel Recht hätten. Ihr Wuchs hatte sich ausgebildet, ihre Haut war weiß, ihr Haar glänzend geworden. Ihre blauen Augen strahlten ein ihr unbekanntes, ungewohntes Feuer aus. Das Bewußtsein ihrer Schönheit kam ihr plötzlich und vollständig wie helles Tageslicht. Die Anderen hatten die mit ihr vorgegangene Veränderung schon bemerkt. Die Toussaint hatte sich sogar laut darüber geäußert. Offenbar hatte der Spaziergänger sie gemeint; sie konnte nicht mehr daran zweifeln. Sie ging wieder in den Garten, hielt sich für eine Königin, hörte die Vögel singen — es war Ende des Winters — sah den in einem goldenen Lichtmeer glänzenden Himmel, Blüthen in den Sträuchern und war von diesem Frühlingsanfang im Herzen und in der Natur wonneberauscht, von unaussprechlichem Entzücken erfaßt, außer sich und in trunkener Lust. Jean Valjean empfand über dies Alles eine große, unaussprechliche Beklommenheit.

Schon seit längerer Zeit hatte er mit Schrecken die von Tag zu Tag sich strahlender auf dem sanften Antlitz Cosettes entwickelnde Schönheit bemerkt. Nur ihn allein machte diese lachende Morgenröthe düster.

Cosette's Schönheit war schon lange da, bevor sie sich derselben bewußt wurde. Von dem ersten Tage an, als diese unerwartete Sonne aufging und allmählig die ganze Gestalt des jungen Mädchens beleuchtete, strahlte sie schmerzlich in das düstere Auge Jean Valjeans. Er fühlte, daß in einem glücklichen Leben, so glücklich, daß er von der kleinsten Aenderung Unheil befürchtete, ein Wechsel eingetreten war. Dieser Mann, der alle Grade des Elen-

des kennen gelernt hatte, dessen Herz noch an den Wunden blutete, die ihm das Schicksal geschlagen hatte, der nahe daran gewesen war, ein böser Mensch zu werden und statt dessen ein Heiliger wurde, der, nachdem er die Kette des Bagnos geschleift hatte, nun die unsichtbare, aber schwere Kette einer unbeschreiblichen Schande trug; dieser Mann, den das Gesetz noch nicht freigesprochen hatte, der in jedem Augenblicke wieder ergriffen und aus dem Dunkel seiner Tugend an das Tageslicht der öffentlichen Beschimpfung gezogen werden konnte — dieser Mann begnügte sich mit Allem, entschuldigte Alles, verzieh Alles, segnete Jeden, wollte Jedem wohl und verlangte von der Vorsehung, von den Menschen, von den Gesetzen, von der Natur, von der Welt nur eins: daß ihn Cosette liebe. Daß Cosette fortführe, ihn zu lieben; daß Gott verhindere, daß ihm das Herz dieses Kindes entzogen würde. Cosettes Liebe ging ihm über Alles. Sie war ihm Balsam für seine Wunden, Linderung seiner Pein, Ruhe seinem lebensmüden Geist, Belohnung für seine Leiden, die Krone für sein Dulden. Von Cosette geliebt, fühlte er sich wohl und zufrieden. Mehr verlangte er nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: Was willst Du noch Besseres? so hätte er geantwortet: Nichts! Ja! hätte Gott ihm den Himmel angeboten, so hätte er gesagt: Nein! ich würde dabei verlieren.

Alles, was diese Lage nur im Geringsten ändern konnte, ließ ihn für das ganze Gebäude seines Glückes fürchten, brachte ihn zum Zittern. Er hatte niemals recht gewußt, was es mit der Schönheit eines Weibes für eine Bewandniß habe; jetzt begriff er instinktmäßig, daß es etwas Schreckliches sein müsse.

Er sah mit Bestürzung in der Abgeschlossenheit, worin er seine Häßlichkeit, sein Alter, sein Elend, seine Schande und seine Lebensmüdigkeit verbarg, die täglich strahlender und stolzer aufblühende Schönheit, dieses sorglosen, naiven Kindes an seiner Seite.

Er dachte: „Wie schön ist sie!“ Was wird nun aus mir werden.

Darin bestand übrigens der Unterschied zwischen seiner Zärtlichkeit und der einer Mutter: was er mit Angst sah, hätte eine Mutter mit Wonne erfüllt. Die ersten Symptome ließen nicht lange auf sich warten.

Schon Tags darauf, als Cosette sich gestanden hatte: ich bin aber wirklich hübsch! verwendete sie Aufmerksamkeit auf ihre Toilette. Die Bemerkung des Spaziergängers fiel ihr wieder ein: — Hübsch aber schlecht angezogen! Es war ein Orakelspruch, der zwei Keime in ihr Herz geweht hatte, die für das ganze Leben aufgehen: Liebe und Koketterie.

Mit dem Glauben an ihre Schönheit entwickelte sich die ganze

weibliche Natur in ihr. Sie hatte nun Abscheu vor dem Merinokleide und dem Plüschhut. Ihr Pflegevater hatte ihr nie etwas abgeschlagen. In kürzester Frist wußte sie alle Geheimnisse, die sich auf Hut, Kleid, Mantille, Stiefelchen, Manschetten, auf den passenden Stoff und die kleidende Farbe, kurz auf jene Wissenschaft bezogen, mit Hülfe deren die Pariser Frauen so reizende, unergründliche und gefährliche Geschöpfe werden.

Der Ausdruck femme capiteuse (capiteux berauschend, zu Kopf steigend) ist für die Pariserin erfunden worden.

In weniger als einem Monate war die kleine Cosette nicht nur eine der hübschesten Damen in dem eleganten Viertel der Rue de Babylone, sondern auch, was noch mehr sagen will, eine der „best gekleideten." Sie hätte nun gern mit ihrem Spaziergänger zusammentreffen mögen, um zu hören, wie er nun über sie geurtheilt hätte und um ihm, wie sie sagte, eine Lektion zu geben. Sie war wirklich in jeder Hinsicht bezaubernd und wußte sehr gut einen Gerard'schen Hut von einem Herbaut'schen zu unterscheiden.

Jean Valjean sah dieser Veränderung ängstlich zu. Er, der wohl fühlte, daß er nur kriechen, höchstens gehen könnte, sah mit Bestürzung, daß an Cosette Schwingen wuchsen.

Uebrigens würde ein weibliches Wesen, bei der einfachen Besichtigung der Toilette Cosettes, erkannt haben, daß sie keine Mutter mehr hatte. Gewisse kleinere Wohlanständigkeiten, besondere Schicklichkeitsrücksichten, wurden von Cosette nicht beobachtet. Eine Mutter hätte ihr z. B. gesagt, daß junge Mädchen keine Damastkleider zu tragen pflegen.

Als Cosette zum erstenmale mit einer modischen Robe, einer Mantille von schwarzem Atlas und einem weißen Crepehut ausging, nahm sie munter, strahlend, rosig, stolz und triumphirend Jean Valjean beim Arm und sagte:

Vater! wie findest Du mich? Jean Valjean antwortete darauf im grämlichen Tone eines Neiders: — Reizend! — Auf dem Spaziergang war er der Alte. Als er aber nach Hause kam, fragte er sofort:

Wirst Du denn Dein altes Kleid und den Plüschhut nicht mehr tragen? —

Es war dies im Zimmer Cosettes. Sie drehte sich nach dem Kleiderstocke um, auf welchem ihr Pensionairinnenanzug hing und sagte:

Vater! was soll ich denn mit dieser Bekleidung anfangen?

O! nein! ich will das abscheuliche Zeug nicht mehr anziehen. Mit dieser Maschine auf dem Kopfe sah ich aus, wie eine alte Obstfrau.

Jean Valjean seufzte tief.

Er bemerkte, daß Cosette von jenem Augenblicke an immer ausgehen wollte. Früher hatte sie stets gesagt: Vater! ich amüsire mich hier besser mit Dir!

Das hatte nun aufgehört. Wozu hat man aber auch ein hübsches Gesicht und eine reizende Toilette, wenn sie Niemand sehen soll?

Ebenso fiel es ihm auf, daß Cosette keinen Geschmack mehr am Hinterhofe hatte. Sie verweilte jetzt lieber im Garten und ging, nicht ohne Vergnügen, vor dem Gitter auf und ab. Jean Valjean, den es kränkte, setzte keinen Fuß mehr in den Garten. Er hütete wie ein Hund den Hinterhof.

Als Cosette sich ihrer Schönheit bewußt geworden war, ging der aus dem Nichtwissen entspringende, unaussprechlich reizende Charakter derselben verloren. Nichts vermag diesen naiven Schmuck zu ersetzen; nichts ist so bezaubernd wie eine strahlende Unschuld, die, ohne es zu wissen, in ihren Händen den Schlüssel zum Paradiese trägt. Was sie indessen an kindlicher, naiver Anmuth verlor, gewann sie an ernstem, sinnigen Reiz. Ueber ihre ganze, in der Freude der Jugend, Unschuld und Schönheit strahlende Persönlichkeit war eine herrliche Melancholie ausgegossen.

Marius sah sie damals, nachdem sechs Monate verstrichen waren, im Garten des Luxemburg zum erstenmale wieder.

VI.

Die Schlacht beginnt.

Cosette war durch die Abgeschiedenheit, in welcher sie lebte, ebenso wie Marius, ganz darauf vorbereitet worden, sich zu entflammen. Das Schicksal führte mit geheimniß- und verhängnißvoller Geduld diese beiden schmachtenden, von der gewitterschwangeren Elektrizität der Leidenschaft erfüllten Wesen, die beiden Seelen einander zu, in welchen die Liebe einer den Blitz verbergenden Wolke glich. Ihre Blicke sollten sich in Feuer und Flamme kreuzen, wie die Elektrizitäten des Dunstkreises. Man hat in Romanen so manches von der Gewalt des Liebesblickes gesagt, daß man schließlich nicht viel Werth darauf legt. Man wagt es jetzt kaum mehr zu sagen, daß zwei Wesen sich geliebt haben, blos weil sie sich sahen. Inzwischen liebt man sich doch und einzig nur deshalb. Das Uebrige hat wenig Bedeutung. Nichts ist wirklicher, als der mächtige Eindruck, den zwei Wesen auf sich machen, blos weil jener elektrische Funke überspringt.

Wenn Cosette Marius so ansah, wurde er verwirrt, ahnte aber nicht, daß sein Blick ebenso auf Cosette wirkte.

Er verursachte ihr dasselbe Wohl und Wehe.

Sie hatte ihn schon seit langer Zeit bemerkt und ihn von der Seite gemustert, wie junge Mädchen zu thun pflegen. Marius fand

Cosette noch häßlich, als sie ihn schon hübsch gefunden hatte. Da er sie aber nicht beachtete, so war ihr der junge Mann gleichgültig geblieben.

Indessen konnte sie nicht umhin sich zu gestehen, daß er schöne Haare, schöne Augen, schöne Zähne und eine reizende Stimme habe. Letzteres bemerkte sie nämlich, wenn sie ihn mit seinen Begleitern sprechen hörte. Es entging ihr auch nicht, daß er sich durch einen zwar etwas nachlässigen, aber eigenthümlich anmuthigen Gang auszeichnete, daß er Geist zu besitzen schien, daß seine ganze Person etwas Edles, Sanftes, Einfaches und Stolzes bekundete und daß er zwar dürftig, aber empfehlend aussah.

An dem Tage als sich ihre Augen plötzlich jenes unaussprechliche, räthselhafte Etwas sagten, das man das Stottern des Blickes nennen könnte, verstand ihn Cosette nicht recht. Nachdenklich betrat sie ihr Haus in der Straße de l'Ouest wieder, wo Jean Valjean, seiner Gewohnheit gemäß, sechs Wochen zuzubringen gedachte. Am folgenden Tage, beim Aufstehen, dachte sie wieder an jenen unbekannten jungen Mann, der sich lange Zeit so theilnahmlos und eisig ihr gegenüber benommen hatte. Ihr schien, er wäre jetzt aufmerksamer geworden; sie glaubte aber nicht, daß ihr das im Geringsten angenehm sei. Sie war im Gegentheil etwas erzürnt auf diesen stolzen Verächter ihrer Reize und empfand eine kindliche Freude bei dem Gedanken, daß es ihr endlich gegönnt sei, sich zu rächen.

Da sie sich hübsch wußte, fühlte sie sich, obgleich auf sehr unbestimmte Art, im Besitze einer Waffe. Die Weiber spielen mit ihrer Schönheit, wie Kinder mit einem Messer und — verwunden sich dabei. Man erinnert sich, wie unentschlossen, wie voller Schrecken der, von Herzklopfen gepeinigte Marius war. Zagend blieb er auf seiner Bank sitzen und wagte sich nicht näher.

Das verdroß Cosette. Eines Tages sagte sie zu Jean Valjean: „Vater! laß uns doch heute einmal nach der andern Seite gehen!" — Weil Marius nicht zu ihr kam, ging sie zu ihm. Jedes Weib gleicht in einem solchen Falle Mahomet. Sonderbarer Weise ist das erste Symptom wahrer Liebe bei einem jungen Manne Schüchternheit, bei einem jungen Mädchen Kühnheit. Obwohl das in Erstaunen setzt, ist doch nichts einfacher. Da die beiden Geschlechter sich einander nähern wollen, tauschen sie ihre Eigenschaften aus.

An jenem Tage machte der Blick Cosettes Marius fast wahnsinnig, während Cosette unter dem seinigen zitterte. Marius ging vertrauensvoll, Cosette unruhig von dannen. Sie vergötterten sich einander von jenem Tage an.

Das Erste, was Cosette empfand, war eine verworrene aber ...fe Traurigkeit. Es schien ihr, daß sich ihre Seele von einem Tage

zum darauf folgenden verdüstert habe. Sie kannten sich nicht mehr wieder. Die reine weiße Seele eines jungen Mädchens, kalt und munter, gleicht dem Schnee, der unter dem Sonnenstrahl der Liebe schmilzt.

Cosette wußte nicht, was Liebe war. Sie hatte dieses Wort nie in der irdischen Bedeutung des Sinnes aussprechen hören. Auf den profanen Musikalienheften, die den Weg ins Kloster fanden, war das Wort „amour" durch „tambour" oder „pandour" ersetzt worden. Das gab Anlaß zu Räthseln, an welchen sich die Einbildungskraft und der Witz der Erwachsenen übte. „Ah! que le tambour est agréable", hieß es dann, oder: „La pitié n'est pas un pandour!" Cosette war noch zu jung, als sie das Kloster verließ, um sich viel mit dem „tambour" beschäftigt zu haben. Sie wußte daher nicht, mit welchem Namen sie das bezeichnen sollte, was sie nun empfand. Ist man aber deshalb weniger krank, weil man den Namen der Krankheit nicht kennt? —

Sie liebte um so leidenschaftlicher, als sie das selbst nicht wußte. Sie wußte nicht, ob es gut oder schlecht, nützlich oder gefährlich, nothwendig oder tödtlich, ewig oder vorübergehend, erlaubt oder verboten sei; aber sie liebte. Es hätte sie nicht wenig in Verwunderung gesetzt, wenn man zu ihr gesagt hätte: Sie schlafen ja nicht mehr? Das geht nicht! Sie haben auch keinen Appetit? Das ist noch schlimmer! Sie leiden an Beklemmungen und Herzklopfen? Das ist ganz außer der Ordnung! Dazu werden Sie roth und blaß, wenn ein gewisser schwarz Gekleideter sich am Ende einer gewissen Allee zeigt? Das ist gar abscheulich! Sie hätte es nicht verstanden und würde geantwortet haben: Wie kann ich denn Schuld an etwas sein, wogegen ich nichts thun kann und wovon ich nichts weiß? Aber gerade die Liebe, welche sich ihr in Aussicht stellte, war es, die ihrem Seelenzustande am besten zusagte. Es war eine Art Anbetung in der Entfernung eine stumme Betrachtung, die Vergötterung eines Unbekannten. Die Jugend erschien der Jugend; das nächtliche Traumbild trat romantisch ins Leben, aber doch nur traumartig; der Ersehnte, verkörpert, zeigte sich endlich in Wirklichkeit, in Fleisch und Bein; aber er war noch namenlos; mit einem Worte: sie sah das Ideal ihrer Liebe in der Ferne, eine Chimäre, die Form annahm. Jede größere, auffallendere Annäherung würde Cosette zu der Zeit scheu gemacht haben, da sie noch halb vom Klosternebel umflossen war, durch den sie die Welt in eigenthümlichem Lichte erblickte. Sie war noch ganz so furchtsam wie ein Kind und eben so schüchtern wie eine Nonne.

Der Klostergeist, den sie fünf Jahre lang eingesogen hatte, verflüchtigte sich nur langsam in ihr, so daß ihr die Gegenstände der

Außenwelt wie in einen zitternden Dunstkreis gehüllt erschienen. In dieser Lage bedurfte sie keines Geliebten, nicht einmal eines Verliebten. Sie vergötterte Marius wie etwas Reizendes, Lichtstrahlendes, Unmögliches.

Da äußerste Naivetät an äußerste Coquetterie gränzt, so lächelte sie ganz unbefangen.

Jeden Tag wartete sie mit Ungeduld auf die Stunde des Spazierengehens. Fand sie Marius, so fühlte sie sich unsäglich glücklich und glaubte ihre Empfindungen und Gedanken unverhohlen auszudrücken, wenn sie zu Jean Valjean sagte: Welch ein herrlicher Garten ist doch dieser Luxembourg!

Marius und Cosette waren sich gegenseitig unbekannt. Sie sprachen sich nicht, grüßten sich nicht, kannten sich nicht. Sie sahen sich nur. Wie die Sterne im Himmel, die Millionen Meilen von einander trennen, lebten sie vom bloßen Anblick.

So entwickelte sich Cosette allmälig zur schönen und liebenden Jungfrau, die sich wohl ihrer Schönheit, nicht aber ihrer Liebe bewußt war. Bei alle dem war sie kokett, aber ganz in Unschuld.

VII.

Traurigkeit steckt an.

Bei jedem Wechsel der Lebenslage macht sich ein eigener Instinkt geltend. Die alte, treue, ewige Mutter Natur machte Jean Valjean ahnungsvoll auf Marius aufmerksam. Jean Valjean wurde gedankenvoll und bebte, er wußte nicht, weshalb. Er bemerkte nichts, wußte nichts und sah sich doch mit hartnäckiger Aufmerksamkeit in der geistigen Finsterniß um, worin er sich befand; ihm war, als fühle er von einer Seite etwas Neues entstehen, von der andern etwas Altes zusammenstürzen. Marius, durch jenes weise Gesetz Gottes, durch dieselbe gute Mutter Natur benachrichtigt, that Alles was er konnte, um dem „Vater" auszuweichen. Inzwischen ereignete es sich doch, daß ihn Jean Valjean bemerkte. Marius Verhalten war keineswegs mehr natürlich. Er war linkisch vorsichtig und ungeschickt verwegen.

Er kam nicht mehr wie ehemals näher, sondern blieb in der Ferne und in Verzückung stehen. Er hatte ein Buch in der Hand und schien zu lesen. Warum that er nur so? Ehemals erschien er mit seinem alten Frack, jetzt hatte er alle Tage seinen neuen an. Es sah aus, als hätte er sich frisiren lassen. Seine Augen glänzten sonderbar. Dabei trug er, gegen seine frühere Gewohnheit, Handschuhe.

Kurz, Jean Valjean wurde der junge Mann in der Seele zuwider.

An Cosette konnte man nichts bemerken.

Ohne gerade zu wissen, was mit ihr vorgegangen war, fühlte sie doch, daß sich etwas mit ihr zugetragen hatte, und daß sie es verbergen müsse.

Die Aehnlichkeit in dem Geschmack an eleganter Toilette, der Cosette gleichzeitig mit der Gewohnheit des Unbekannten gekommen war, neue Kleider zu tragen, war von Jean Valjean mißfällig bemerkt worden. Das war vielleicht nur ein Zufall, jedenfalls aber ein drohender Zufall. Er sprach nie mit Cosette über diesen Unbekannten.

Eines Tages konnte er sich indessen nicht enthalten, mit jener Art dumpfer Verzweiflung, die plötzlich des Unheils ganzen Abgrund sondirt, zu ihr zu sagen: Das ist aber ein junger Mann, der recht pedantisch aussieht!

Ein Jahr früher würde Cosette als gleichgültiges halb erwachsenes Mädchen geantwortet haben: Aber nein! Ich finde ihn reizend. Zehn Jahre später mit einem Herzen voll Liebe für Marius hätte sie vermuthlich gesagt: Ja, unausstehlich pedantisch. Du hast Recht! — In jenem Augenblicke ihres Lebens begnügte sie sich, mit unvergleichlicher Ruhe zu sagen:

Der junge Mann dort?

Gerade als ob sie ihn zum Erstenmale in ihrem Leben gesehen hätte.

Wie dumm ich bin! dachte Jean Valjean. Sie hat ihn nicht einmal bemerkt und ich muß sie auf ihn aufmerksam machen.

O Einfalt der Alten! Klugheit der Kinder! Hier stoßen wir abermals auf ein Gesetz jener lebensfrischen Zeit der jungen Sorge und des jungen Leids, des lebhaften Kampfes erster Liebe mit den ersten Hindernissen: das junge Mädchen nämlich läßt sich in keiner Schlinge fangen, der junge Mensch in jeder.

Jean Valjean führte einen versteckten Krieg mit Marius, den dieser mit der erhabenen, seiner Leidenschaft und seinem Alter angemessenen Thorheit nicht ahndete. Jean Valjean stellte ihm eine Menge Fallen. Er kam zur ungewohnten Stunde, wählte eine andere Bank, vergaß sein Schnupftuch und erschien allein im Garten. Marius lief blindlings in alle diese Fallen, antwortete mit einem sorglosen Ja auf alle diese Fragezeichen.

Inzwischen verharrte Cosette in anscheinender Sorglosigkeit und unerschütterlicher Ruhe, so daß Jean Valjean zu dem Schlusse kam: Dieser Gimpel ist närrisch in Cosette verliebt, aber sie weiß nicht einmal, daß er da ist.

Er war aber deshalb nicht minder schmerzlich ergriffen. In jedem Augenblicke konnte für Cosette die Stunde der Liebe schlagen.

Fängt nicht Alles mit Gleichgültigkeit an? Cosette beging nur einmal einen Fehler, der ihm Schrecken einflößte. Als er nämlich nach dreistündiger Rast sich von seiner Bank erhob, um fortzugehen, sagte sie: Schon?

Jean Valjean hatte seine Spaziergänge im Luxembourg nicht aufgegeben, weil er nichts Auffallendes thun, Cosette vor Allem nicht beunruhigen wollte.

Während beide Liebenden stundenlang im süßen Glück der Anschauung schwelgten und Cosette den wonnetrunkenen Marius bezaubernd anlächelte, ohne daß er es bemerkte, obwohl er in der ganzen Welt nichts anderes als ihre strahlende, vergötterte Gestalt sah, warf Jean Valjean funkelnde schreckliche Blicke auf Marius. Er, der sich keines bösen Gedankens mehr für fähig hielt, hatte Augenblicke, in welchen er, wenn er Marius sah, wild und boshaft zu werden glaubte.

Dann fühlte er in der Tiefe seiner Seele gegen diesen jungen Menschen den alten, gewaltigen Grimm sich wieder regen, und es schien ihm fast, daß noch ein ihm unbekannter Krater in seiner Brust gähre.

Was wollte denn dieser Mensch, so fragte er sich, mit seinen Besuchen, seinen mannigfaltigen Versuchen, seinem Nachspüren? Schien es ihm doch, als hätte er sagen wollen: Ei! warum denn nicht? Strich er doch um den Trost, das Glück seines, Jean Valjeans, Leben herum, um es ihm zu rauben, zu entführen!. Jean Valjean dachte nach: Ja, das ist es! Er sucht ein Abenteuer, eine Liebschaft. Was thäte er sonst hier! Und ich! Was bleibt mir dann? Ich wäre also die längste Zeit meines Lebens der elendeste, unglücklichste Mensch gewesen, wäre sechszig Jahre lang auf diesen Knieen herumgerutscht; hätte gelitten, was man nur leiden kann; wäre alt geworden, ohne jung gewesen zu sein: hätte ohne Familie, ohne Eltern und Verwandte, ohne Freunde, ohne Frau und ohne Kinder gelebt, mein Blut auf allen Steinen, an allen Dornen und an allen Mauern verspritzt; wäre sanftmüthig gewesen, obwohl man mich mißhandelte, gut, obwohl man mir übel wollte; wäre trotz alledem wieder ein ehrlicher Mann geworden, hätte, was ich Uebeles gethan, bereut und denen verziehen, die mir Böses thaten, um in dem Augenblicke, wo ich mein Ziel erreicht habe, wo ich besitze, was ich wünschte, was ich wohl und gut verdient, theuer bezahlt habe, — wieder alles in Nebel zerfließen, — Cosette, mein Leben, meine Freude, meine Seligkeit verloren gehen zu sehen, und blos, weil es diesem Gimpel eingefallen ist, hier im Luxembourg herumzustreichen! —

Bei diesem Gedanken strahlte ein ungewöhnlich finsteres Feuer aus seinem Auge.

Er war nicht mehr ein Mensch, der seines Gleichen betrachtet, nicht ein Feind, der dem Gegner ins Gesicht blickt: er glich einer Dogge, die einen Dieb anstarrt.

Man weiß das Uebrige.

Marius beharrte in seiner Thorheit. Eines Tages verfolgte er Cosette bis in die Rue de l'Ouest. Ein anderesmal sprach er mit dem Thürsteher. Der plauderte ebenfalls und sagte zu Jean Valjean: — Mein Herr! wer ist doch jener junge, neugierige Mensch, der nach Ihnen gefragt hat? — Am anderen Tage sah Jean Valjean Marius mit einem Blicke an, der diesem endlich auffiel. Acht Tage später zog Jean Valjean aus. Er verschwor sich, nie wieder einen Fuß in den Luxembourg oder in die Rue de l'Ouest zu setzen, und bezog die Rue Plumet wieder.

Cosette beklagte sich nicht, sagte kein Wort, stellte keine Frage. Sie suchte das „Warum" nicht zu ergründen, weil sie schon bei jenem Punkte angekommen war, in welchem man fürchtet, entdeckt zu werden und sich zu verrathen.

Jean Valjean hatte in Liebesleiden, die einzigen, die reizend sind, keinerlei Erfahrungen gemacht. Er begriff also die ernste Bedeutung von Cosettes Schweigen nicht. Er bemerkte weiter nichts, als daß sie traurig war und finster wurde. So herrschte Unerfahrenheit auf beiden Seiten.

Eines Tages versuchte er es indessen, Aufklärung zu erhalten und fragte Cosette: — Cosette! Willst Du mit mir in den Luxembourg gehen?

Ein Freudenschimmer flog über das bleiche Gesicht Cosettes.

Ja! sagte sie.

Sie gingen hin. Drei Monate waren seit dem letzten Besuch verstrichen.

Marius ging nicht mehr hin. Er war nicht da.

Am folgenden Tage fragte Jean Valjean Cosette wieder.

Willst Du mit in den Luxembourg?

Sie antwortete traurig und sanft: Nein!

Ihre Traurigkeit verletzte ihn, ihre Sanftmuth zerriß ihm das Herz.

Was ging denn mit diesem jungen und schon so unbegreiflichen Mädchen vor? Was war im Begriffe sich bei ihr auszubilden? Welche Seelenumwandlung erfüllte sich in Cosette? Mitunter blieb Jean Valjean, statt sich schlafen zu legen, die ganze Nacht vor dem Bette sitzen, den Kopf mit beiden Händen haltend. Er dachte dann an Cosette, und suchte zu errathen, was ihren Geist beschäftige. In

solchen Augenblicken verweilten seine Gedanken mit Schmerzen beim Kloster, bei diesem keuschen Gipfel, bei diesem unzugänglichen Gletscher der Tugend. Mit welchem verzweifelten Entzücken dachte er an den Klostergarten zurück, der voll unbekannter Blumen und eingeschlossener Jungfrauen war, in welchem alle Wohlgerüche und alle Seelen aufwärts gen Himmel flogen. Wie betete er dieses mehr als je verschlossene Eden an, das er freiwillig und thörichter Weise verlassen hatte. Wie sehr bedauerte er nun sein Verzichten und den Wahnsinn, Cosette in die Welt zurückgeführt zu haben. War er nicht das beklagenswerthe Opfer seines Heroismus, der durch seine Hingebung bestrafte niedergebeugte Mann? Ach, was habe ich gethan?! klagte er dann.

Uebrigens ließ er Cosette nichts davon empfinden. Er war weder launisch noch rauh. In seinen Zügen lag stets derselbe heitere und gutmüthige Ausdruck. Seine Behandlung war sogar zärtlicher und väterlicher als jemals; aber ein scharfer Beobachter würde dennoch gefunden haben, daß er innerlich betrübt war.

Cosette war wie eine verschmachtende Blume. Die Trennung von Marius machte ihr Schmerzen, in derselben Weise, wie ihr seine Anwesenheit Freude gemacht hatte, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft darüber hätte geben können. Als Jean Valjean seine gewöhnlichen Spaziergänge nach dem Luxembourg eingestellt hatte, sagte ihr weiblicher Instinkt, daß sie sich stellen müsse, als wäre ihr nichts daran gelegen, und daß, wenn sie die Sache gleichgültig aufnehme, ihr Vater sie wieder hinführen werde. Aber Tage, Wochen, Monate vergingen, ohne daß Jean Valjean seinen Spaziergang wieder begann. Er war schweigend auf ihre Zustimmung eingegangen. Nun bedauerte sie es, sich so gleichgültig gestellt zu haben. Es war zu spät. Am Tage als sie, nach langer Abwesenheit, sich zum erstenmale wieder im Luxembourg zeigte, war Marius nicht da. Er war also verschwunden! Es war vorbei! Was sollte sie thun? Konnte sie hoffen, ihn jemals wiederzufinden? Sie fühlte, daß sich ihr Herz täglich mehr zusammenzog, daß es von keiner Freude mehr erhoben wurde. Sie wußte kaum, ob sie im Sommer oder im Winter lebte, ob die Sonne schien oder ob es regnete; ob die Vögel sangen oder nicht; ob Herbstrosen oder Gänseblümchen blühten; ob das Weißzeug, das die Wäscherin brachte, zu viel oder zu wenig gestärkt war; ob die Toussaint gute oder schlechte Markteinkäufe gemacht hatte.

Sie wurde von einem einzigen Gedanken niedergebbeugt, in Beschlag genommen, beherrscht. Ihr Blick war starr und ausdruckslos, wie wenn man in tiefe, schwarze Nacht schaut, oder einer verschwundenen Erscheinung nachsieht.

Uebrigens ließ auch sie Jean Valjean nichts merken, ausgenommen ihre Blässe. Sie war nach wie vor milde, freundlich, herzlich mit ihm.

Aber diese Blässe war mehr als hinreichend, Jean Valjean zu beunruhigen. Mitunter fragte er sie:

Was fehlt Dir?

Dann antwortete sie:

Mir fehlt nichts!

Da auch sie vermuthete, daß er betrübt sei, sagte sie nach kurzer Pause:

Und Du, Vater! fehlt Dir etwas?

Mir? gab er zur Antwort, nichts!

Diese beiden Wesen, welche sich so ausschließlich, so rührend geliebt, so lange eins im Andern gelebt hatten, litten jetzt. Jedes wegen des Andern, lächelnd ohne es zu wollen und ohne es sich zu sagen.

VIII.

Die Galeerensklaven-Kette.

Das unglücklichste dieser beiden Wesen war Jean Valjean. Der Jugend, wenn sie auch bekümmert ist, leuchtet doch immer eine eigene Sonne.

Jean Valjean litt in gewissen Augenblicken so, daß er fast kindisch wurde. Es ist dem Schmerze eigenthümlich, die kindliche Seite des Menschen hervortreten zu lassen. Er fühlte es mächtig, unbesiegbar, daß Cosette ihm entgehen würde. Er hätte streiten, sie zurückhalten, für etwas Aeußeres, in die Augen Springendes, enthusiasmiren mögen. Seine, wie bemerkt, kindischen und zugleich greisenhaften Ideen gaben ihm eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Einflusse der Spielereien auf die Einbildungskraft junger Mädchen. Einst sah er einen General in Galla-Uniform, den Grafen Contard, Commandanten von Paris, durch die Straßen reiten. Da beneidete er diesen, mit Goldstickereien geschmückten Mann. Welch' ein Glück wäre es für mich, dachte er, wenn ich so einen Rock anziehen könnte; wie würde das Cosette blenden, wenn sie mich in diesem Staatskleide sähe; was würde sie empfinden, wenn sie dann an meinem Arme vor dem Gitter der Tuilerien vorüberginge und man das Gewehr vor uns präsentirte. Würde das nicht genügen, um Cosette jeden Gedanken an junge Leute aus dem Sinn zu schlagen?

Mitten in diesen traurigen Gedanken traf ihn ein unerwarteter Stoß.

Bei dem isolirten Leben, das sie führten, seit sie in der Ru-

Plumet wohnten, hatten sie dann und wann eine Vergnügungspartie gemacht, um das Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu genießen. Dieses unschuldige Vergnügen eignet sich eben so wohl für Jene, die erst in's Leben blicken, als für die, welche damit abgeschlossen haben. Wer die Einsamkeit liebt, thut besser daran, am frühen Morgen, als bei Nacht, seinen Spaziergang zu machen, weil er im ersteren Falle mit dem Leben in der Natur sympathisiren kann. Die Straßen sind zwar einsam, aber die Vögel singen doch. Cosette, selbst ein Vogel, stand gern früh auf.

Solche Morgenausflüge wurden am Abend vorher besprochen, von ihm vorgeschlagen und von ihr angenommen. Man traf seine Vorbereitungen geheimnißvoll, als gälte es, ein Complott auszuführen, und brach vor Tagesanbruch auf. Da gab es mancherlei kleine Freuden für Cosette. Die Jugend ergötzt sich an solchen unschuldigen Dingen. Jean Valjean liebte, wie man weiß, die einsamsten, abgelegensten, vergessenen Punkte. Es gab zu der Zeit vor den Pariser Barrieren, dicht bei der Stadt, ein ärmliches Feld, auf welchem ein dünnes Sommerkorn wuchs. Nach der Ernte, im Herbste, sah es nicht wie gemäht, sondern wie ausgepflückt aus. Diese Gegend besuchte Jean Valjean vorzugsweise gern. Cosette mißfiel sie keineswegs. Er fand dort Einsamkeit; sie Freiheit. Dort wurde sie wieder ein Kind, lief und spielte, nahm ihren Hut ab, legte ihn Jean Valjean auf die Knie und pflückte Blumen zu einem Strauß. Sie sah die Schmetterlinge auf den Blumen naschen, haschte sie aber nicht. Mit der Liebe wird das Mitgefühl geboren. Das junge Mädchen, das in seinem Herzen ein aus zartem Duft gewobenes Ideal birgt, hat Mitleid mit dem Flügel eines Schmetterlings. Sie wand sich einen Kranz von Klatschrosen und schmückte ihre Stirn damit. Dieser Kranz glich einer Krone von glühenden Kohlen, über einem frischen, rosigen, freudestrahlenden, vom goldenen Sonnenlichte übergossenen Gesichte.

Sie hatten diese Morgenspaziergänge trotz der beiderseitigen verdüsterten Stimmung nicht aufgegeben. An einem herrlichen Oktobermorgen, es war im Herbste 1831, gingen sie wieder zusammen aus und befanden sich bei Tagesanbruch an der Barriere du Maine. Der Tag war noch nicht angebrochen; es dämmerte nur; ein unheimlicher und doch entzückender Moment. Im bleichen, tiefen Azur sah man noch Sterne funkeln; die Erde war schwarz, der Himmel weißlichblau; durch die Gräser lief ein Schauer. Alles war noch in geheimnißvolles Dämmerlicht gehüllt und bebte unter dem Odem des Werdens. Eine Lerche, die sich unter die Sterne verirrt zu haben schien, sang in wunderbarer Höhe. Der Hymnus dieses Kleinen im Unendlichen schien Ruhe in die Unermeßlichkeit zu

bringen. Im Osten zeichnete sich die dunkle Masse des Val-de-Grace scharf auf dem hellen, stahlblanken Horizonte ab. Hinter seiner Kuppel stieg die glänzende Venus auf, einer Seele gleich, die ein finsteres Haus verläßt.

Ringsum herrschte Frieden und Schweigen. Noch erblickte man Niemanden auf der Chaussee; dann und wann sah man seitwärts in den Feldern einen Arbeiter an sein Tagewerk gehen.

Jean Valjean hatte sich in einem Seitengange auf einen Stoß Bauholz vor dem Eingange zu einem Holzplatze niedergelassen. Er drehte der Ostseite den Rücken zu und sah nach der Straße. Er hatte den Sonnenaufgang vergessen und war in jenes tiefe Grübeln versunken, das den Geist von allen Erscheinungen der Außenwelt abzieht und ihn so zu sagen in vier Mauern bannt. Es gibt Betrachtungen, die man senkrechte nennen könnte. Wenn man ihre Höhe oder Tiefe erreicht hat, braucht man Zeit, um wieder auf die Oberfläche der Erde zurückzukehren.

Jean Valjean hatte sich in eine ähnliche Träumerei vertieft. Er dachte an Cosette und an das noch mögliche Glück, falls nichts zwischen sie träte. War sie doch die Sonne, die Tag in seine düstere Seele hineinstrahlte, Leben in sein Leben. Er fühlte sich fast glücklich in dieser Träumerei. Cosette, die neben ihm stand, betrachtete die sich rosaroth färbenden Wolken.

Mit einem Male rief sie: Vater! sollte man nicht sagen, daß da unten Jemand kommt?

Jean Valjean schlug die Augen auf. Cosette hatte Recht.

Die nach der alten Barriere du Maine führende Chaussee ist eine Verlängerung der Rue de Sévres und wird vom innern Boulevard unter einem rechten Winkel durchschnitten.

An dem Kreuzungspunkte der Chaussee mit dem Boulevard ließ sich ein schwer zu erklärendes Geräusch vernehmen. Gleichzeitig sah man eine undeutliche, verworrene Masse, die vom Boulevard in die Chaussee einbog.

Die dunkle Masse wurde immer größer und schien sich regelmäßig zu bewegen. Das Ding hatte ein borstiges, zitterndes Aussehen und schien ein Fuhrwerk zu sein. Aber man konnte die Belastung nicht erkennen. Endlich hörte man Pferde trampeln, Räder knarren, Peitschen knallen und Menschen schreien. Die Umrisse der Erscheinung traten allmälig aus der Dämmerung hervor. Das Fuhrwerk kam gerade auf Jean Valjean zu; dahinter folgte ein zweites, drittes, viertes, alle von gleichem Aussehen. Es waren im Ganzen sieben, dicht hintereinander herfahrende Wagen, auf welchen man undeutliche Gestalten sich hin und her bewegen sah.

Dazwischen blitzte es in der Dämmerung, wie von nackten Sä-

beln. Auch vernahm man ein Geräusch, das dem Klirren von Ketten glich. Der Zug kam immer näher; die Stimmen wurden immer lauter. Es war eine furchtbare Erscheinung, wie man sie mitunter träumt. Die Formen wurden deutlicher, heller. Der anbrechende Tag warf ein mattes Licht auf diesen sich hinter den Bäumen hervorwälzenden lebendigen und gleichzeitig leichenhaften Zug. Die finsteren Gestalten hatten nämlich mehr das Ansehen der Verstorbenen, als von Menschen. Die sechs ersten der sieben Wagen hatten eine sonderbare Form, die an einen Kübel erinnerte. Es war eine Art von langer, am vorderen Ende gabelförmig auslaufender Leiter auf zwei Rädern. Jeder Kübel, oder besser gesagt, jede Leiter mit vier hinter einander gehenden Pferden bespannt. Auf den Leitern saßen seltsam anzusehende Männer. Bei der matten Beleuchtung mußte man ihre Gesichter mehr errathen, als man sie sehen konnte. Auf jedem Wagen saßen vierundzwanzig Mann, zwölf an jeder Seite. Sie lehnten sich an einander, drehten den Vorübergehenden das Gesicht zu und hatten die Beine frei herabhängen. Hinter ihrem Rücken hörte man etwas klirren. Es war eine Kette. Am Halse trugen sie etwas Schimmerndes, ein Halseisen. Die Kette war gemeinschaftlich, so daß, wenn die vierundzwanzig ihre Karre verlassen und gehen mußten, sie sich an unerbittlicher Fessel, dieser eisernen Einheit, mit der Kette als Rückgrat über die Erde schleppen mußten, etwa wie der Tausendfuß. Vor und hinter jedem Wagen sah man zwei mit Gewehren bewaffnete Männer, wovon jeder das äußerste Ende der Kette unter seinem Fuße hatte.

Die Halseisen waren viereckig. Das siebente Fuhrwerk war ein großer ungedeckter Bagageleiterwagen mit vier Rädern und sechs Pferden. Darin befand sich ein klirrender Haufen von eisernen Kesseln, gußeisernen Fleischtöpfen, Kohlenbecken und Ketten, zwischen welchen einige gefesselte, langausgestreckte Leute lagen, die krank zu sein schienen. Dieser offene Leiterwagen war mit alten Stricken versehen, die der Rüstkammer des Henkers entnommen zu sein schienen.

Die Fuhrwerke hielten die Mitte der Straße ein. An beiden Seiten marschirten finster blickende Aufseher. Sie trugen dreieckige Hüte, die zusammengeklappt werden konnten, ähnlich denen, welche die Soldaten des Direktoriums trugen. Ihre alten Uniformen waren beschmutzt und zerrissen. Die Beinkleider, halb grau, halb blau, hingen fast in Fetzen um sie herum. Sie trugen rothe Epauletten, gelbe Bandeliere, kurze Degen, Flinten und Stöcke. Es war so eine Art Troßsoldaten. Diese Sbirren zeigten bei der Jämmerlichkeit des Bettlers die Würde des Henkers. Der, welcher ihr Anführer zu sein schien, hielt in der einen Hand eine Peitsche. Vor und

hinter dem Zuge sah man berittene Gensdarmen von ernstem Aeußern, mit dem Säbel in der Faust.

Der Zug war so lang, daß der letzte Wagen noch kaum den Boulevard verlassen, als der erste beinahe schon die Barriere erreicht hatte.

Eine Menge Menschen, die, wie das in Paris häufig stattfindet, plötzlich, man wußte nicht woher, zum Vorschein gekommen war, drängte sich an beiden Seiten der Chaussee und sah neugierig zu. In den benachbarten Straßen hörte man Leute schreien und das Klappern der Holzschuhe der herbeistürzenden Gemüsegärtner.

Die auf den Karren hockenden Gestalten ließen sich schweigend vorwärts rütteln. Die kühle Morgenluft hatte sie bleich gemacht. Sie trugen alle Beinkleider von Segeltuch und Holzschuhe, worin die nackten Füße steckten. Der übrige Anzug entsprach dem individuellen Elende und bot den Anblick eines scheußlichen Allerleis. Nichts ist so traurig als eine zerlumpte Hanswurstjacke. Zerbogene Hüte, schmierige Kappen, scheußliche wollene Nachtmützen, an den Ellbogen aufgesprungene Röcke: das war der Charakter dieser Garderobe. Einige trugen sogar Weiberhüte, andere Körbe. Da sah man behaarte Brüste und Tätowirungen, Liebestempel, flammende Herzen und Cupidos, aber auch Flechten und ungesunde Röthe. Zwei oder drei hatten sich aus einem Strohseil eine Art Steigbügel gemacht, um die unter dem Sitze baumelnden Füße stützen zu können. Einer hatte etwas in der Hand, das er nach dem Munde führte, um hinein zu beißen. Es glich einem schwarzen Steine, war aber ein Stück Brod. Man sah nur trockene, halb erloschene oder unheimlich blitzende Augen. Die Eskorte tobte, aber die Gefangenen rührten sich nicht. Von Zeit zu Zeit hörte man einen Stock wuchtig auf Schultern und Köpfe fallen. Einige von diesen Männern gähnten. Sie waren schrecklich anzusehen in ihren Lumpen, mit den herunterhängenden Füßen, den schlotternden Schultern, hin- und hergerüttelt, daß sie mit den Köpfen an einanderstießen. Die Ketten rasselten, wild flammten die Augen, die Fäuste ballten sich und öffneten sich wieder machtlos wie Todtenhände. Hinter dem Zuge hörte man lautes Lachen von Kindern.

Diese Wagenreihe bot einen trostlosen Anblick dar. Offenbar konnte über kurz oder lang ein Unwetter ausbrechen, dem die zerrissenen Kleider wenig Widerstand zu leisten vermochten. Konnten die Durchnäßten wieder trocken und warm werden? Mußten die leinenen Beinkleider ihnen nicht, durchweicht, an der Haut kleben bleiben, der Regen ihre Holzschuhe anfüllen? In diesem Zustande, mit der Kette am Halse, der Peitsche im Nacken, zähneklappernd vor Frost, trotz der Hiebe, waren da diese menschlichen, unter den herbst-

lichen Regengüssen zitternden, Wind, Wetter und aller Wuth der Elemente und der Menschen preisgegebenen Geschöpfe nicht unglücklicher als Baum und Stein?

Sogar die Kranken wurden nicht mit Stockschlägen verschont. Sie lagen mit Stricken gebunden, bewegungslos, auf dem siebenten Wagen, in den hinein man sie, wie volle, mit Elend gefüllte Säcke, geworfen zu haben schien.

Plötzlich brach die Sonne hervor. Der Osten flammte purpurroth und goß einen Feuerschein über diese wilden Gesichter. Die Zungen lösten sich. Hohngelächter, Flüche und Gesänge: Alles brach mit einemmal hervor. Der breite, horizontale Lichtstrom beleuchtete anfangs nur die Oberkörper und ließ Füße und Räder im Dunkeln. Die Gesichter wurden ernster.

Es war schrecklich. Es waren entlarvte Dämonen, ganz nackte Ungeheuerseelen. Selbst im Sonnenlichte blieb diese Rotte eine mächtige. Einige der lustigen hatten Federkiele im Munde, durch welche sie Ungeziefer auf die Zuschauer bliesen, besonders auf die Frauen. Die Jammergesichter dieser Elenden waren jetzt deutlich zu erkennen.

Es war kein einziges darunter, dem das Elend nicht seinen Stempel der Häßlichkeit aufgedrückt hatte. Der Ausdruck derselben war so finster, daß man hätte sagen sollen, er verdunkele das Sonnenlicht. Der erste Wagen im Zuge hatte aus vollem Halse, mit wilder Jovialität, ein damals sehr beliebtes Potpourri von Desaugiers, die Vestalin, angestimmt. Dazu rauschte der Wind unheimlich durch die Bäume der Seitenallee, während die Zuschauer in stumpfsinnigem Vergnügen dem Gejodel dieser Gespenster aufmerksam zuhörten.

Alles nur denkbare Elend war chaotisch durcheinander gemengt in diesem Zuge zu finden. Da konnte man die Profile aller Thiere sehen. Greise, Jünglinge, Kahlköpfe, Graubärte cynische Bewegungen, wilde Resignation, die rohesten Manieren, die unsinnigsten Stellungen, Gaunergesichter in Mützen, Mädchengesichter in langen Locken an den Schläfen, Kindergesichter, die eben deshalb noch schrecklicher anzusehen waren; magere skelettähnliche Gestalten, denen nichts als der Tod fehlte.

Auf dem ersten Wagen sah man einen Neger, der vielleicht Sklave gewesen war und nun Gelegenheit hatte, die Ketten mit einander zu vergleichen. Auf allen diesen Gesichtern war die Schande, das schreckliche Privilegium der Ausgestoßenen verschwunden. In diesem Zustande der Erniedrigung findet die letzte Umwandlung des Menschen in der verborgensten Tiefe seines Wesens statt. Unwissenheit wird Stumpfsinn, Intelligenz Verzweiflung. Eine Auswahl

unter diesen Menschen, die dem Auge als die Elite des Schmutzes erscheinen, ist unmöglich. Es lag auf der Hand, daß der, der diese scheußliche Prozession anbefohlen hatte, sich auf eine Classifikation nicht einlassen wollte. Diese Geschöpfe waren durcheinander, eins an das andere gefesselt, vermuthlich nach alphabetischer Ordnung, und so auf die Wagen transportirt worden.

Inzwischen liefert der so aufgehäufte Abschaum doch immer ein Resultat. Die Addition des Unglücks muß eine Stimme geben. Jede Kette hatte daher eine besondere Physiognomie. Neben dem Wagen, auf welchem man sang, war einer, in dem man brüllte. In einem dritten wurde gebettelt, in einem anderen mit den Zähnen geknirscht. Der nächste bedrohte die Vorübergehenden und der folgende lästerte Gott. Der letzte war still wie das Grab. Dante würde geglaubt haben, die sieben höllischen Kreise auf dem Marsche zu sehen.

Es war ein Marsch von Verdammten und zwar nach der Richtstätte, eine verhängnißvolle Fahrt, nicht auf dem furchtbaren, Blitze schleudernden Wagen der Offenbarung, sondern auf dem noch schreckensvolleren Fuhrwerk des Richtkarrens.

Einer der Wächter hatte einen, mit einem Haken am Ende versehenen Stock, womit er von Zeit zu Zeit drohte, als wollte er damit in diesen Haufen unfläthiger Menschen wühlen, wie der Lumpensammler im Straßenkehricht. Eine alte Frau unter den Zuschauern zeigte mit den Fingern auf die Rotte und sagte zu einem kleinen fünfjährigen Knaben: „Sieh, Junge! da nimm Dir ein Beispiel daran!“

Da der Gesang und die Gotteslästerungen immer lauter wurden, so klatschte der, welcher der Befehlshaber der Eskorte zu sein schien, einigemale mit der Peitsche. Auf dieses Signal erfolgte eine schreckliche, mit blinder Wuth ausgetheilte Bastonade, ein wahrer Hagelschauer von Hieben, der unheilbringend auf die sieben Wagen niederrauschte. Darüber freuten sich die herbeigestürzten ausgelassenen Straßenbuben außerordentlich. Sie glichen den Fliegen auf den Wunden.

Das Auge Jean Valjeans hatte unterdessen einen schrecklichen Ausdruck angenommen. Das war keine gewöhnliche Pupille mehr. Sie schien gläsern geworden zu sein. Dieser Blick ist gewissen Unglücklichen eigen. Man glaubt, in so einem abgestorbenen Augapfel den Abglanz aller nur denkbaren Schrecken flammen zu sehen. Für ihn war das, was er sah, kein Schauspiel, sondern eine Vision. Er wollte sich erheben, fliehen, konnte aber keinen Fuß rühren. Mitunter wird man von einer Erscheinung so ergriffen, daß man in der Erde zu wurzeln scheint. Er blieb also wie angenagelt,

wie versteinert, stumpfsinnig auf seinem Platze und fragte sich, von unaussprechlicher, verworrener Angst ergriffen, was denn diese Leichen-Prozession bedeute, wo diese Höllenschaar herkomme, die ihn verfolge.

Plötzlich fuhr er mit der Hand an die Stirn. Er schien sich einer, seinem Gedächtnisse entschwundenen Thatsache wieder zu erinnern. Es fiel ihm in der That ein, daß der Zug einen gewohnten Weg verfolge, um den, möglicher Weise auf der Straße nach Fontainebleau fahrenden königlichen Wagen aus dem Wege zu gehen und daß er, 35 Jahre früher, durch dieselbe Barriere transportirt worden war.

Cosettes Schrecken war ganz anderer Art, aber nicht minder tief. Sie begriff von Allem nichts. Der Athem war ihr ausgegangen. Was sie sah, schien ihr unmöglich. Endlich rief sie:

Vater! was sind das für Leute in den Wagen?

Galeerensklaven! sagte Jean Valjean.

Wohin gehen sie denn?

Auf die Galeeren!

In diesem Momente regnete die von hundert Armen ausgetheilte Bastonade wieder auf die Körper der Unglücklichen. Man hörte das Klatschen von flachen Säbelhieben und wüthend geschwungenen Peitschen, sowie dumpf dröhnende Stockhiebe. Die Galeerensklaven beugten sich. Eine Abscheu erregende Unterwürfigkeit folgte auf die Züchtigung. Sie schwiegen, aber mit den Blicken gefesselter Wölfe. Cosette zitterte an allen Gliedern.

Vater! fing sie wieder an, sind das noch Menschen?

Mitunter, erwiederte der unglückliche Mann.

Das war die Galeerensklavenkette, die vor Tages Anbruch sich in Bewegung gesetzt und die Straße nach Mans eingeschlagen hatte, um Fontainebleau zu vermeiden, wo der König sich damals aufhielt. Die schreckliche Reise dauerte, dieses Umweges halber, drei oder vier Tage länger. Warum hätte sie nicht verlängert werden sollen, um der Majestät den Anblick solcher Qualen zu ersparen?

Als Jean Valjean nach Hause kam, brach er fast zusammen. Solche Begegnungen verursachen Erschütterungen, die man nie wieder vergißt.

Jean Valjean bemerkte nicht, daß, als er mit Cosette nach der Rue de Babylone zurückging, sie noch andere Fragen über das was sie gesehen hatten, an ihn richtete. Er war so ganz vertieft in der Erinnerung an seine düstere Vergangenheit, so niedergedrückt, daß er nicht in den Sinn der Fragen drang und sie unbeantwortet ließ.

Als Cosette ihn am Abende verließ, um sich zu Bett zu legen,

hörte er, daß sie mit halblauter Stimme, wie mit sich selbst redend, sagte:

O! mein Gott! mir scheint, daß, wenn ich einen dieser Menschen auf meinem Wege fände, ich vom bloßen Anblick sterben könnte.

Glücklicherweise wollte der Zufall, daß am Tage nach diesem tragischen Vorfalle, zur Verherrlichung einer, mir nicht mehr erinnerlichen, offiziellen Feierlichkeit, ein Fest in Paris gegeben wurde. Auf dem Marsfelde wurde eine Revue, auf der Seine ein Fischerstechen abgehalten. In den eliseischen Feldern führte man Theaterstücke auf. Außerdem brannte man ein Feuerwerk am Triumphbogen ab und illuminirte allerwärts.

Jean Valjean that sich Gewalt an, entsagte für diesmal seinen Gewohnheiten und ließ Cosette, in seiner Begleitung, Antheil an diesen Vergnügungen nehmen, um ihr die Erinnerung an den verflossenen Tag zu benehmen. Der Tumult des ganzen fröhlichen Paris sollte sie das schreckliche Schauspiel vergessen lassen, das einen solchen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Da sich jeder der Revue zu Gefallen in eine Uniform steckte, wenn er eine hatte, so legte auch Jean Valjean sein Nationalgardekostüm mit dem unklaren Gefühle eines Menschen an, der eine Ausflucht sucht. Der Zweck dieser Promenade schien übrigens nicht verloren zu gehen.

Cosette, die es sich zum Gesetz gemacht hatte, ihrem Vater zu gefallen und der übrigens jedes Schauspiel neu war, ging auf die angebotene Zerstreuung mit leichter, anmuthiger und jugendlicher Laune ein. Sie schien das Freudengericht, welches man ein Volksfest nennt, nicht zu verschmähen, so daß Jean Valjean glauben konnte, glücklich die letzte Spur der scheußlichen Vision vom verflossenen Tage in ihrem Gedächtnisse verwischt zu haben.

Einige Tage später standen sie Beide, an einem schönen sonnigen Morgen, auf der Gartentreppe.

Das war abermals eine Abweichung von der Lebensregel, die Jean Valjean zu beobachten schien, so wie von der in letzterer Zeit von Cosette angenommenen Gewohnheit, traurig in ihrem Zimmer zu bleiben. Cosette war noch im Morgenanzuge, im Hauskleide, das jungen aufblühenden Mädchen so herrlich steht. Sie gleichen darin einem verschleierten Gestirn. Sie hatte rosige Wangen, sah den guten, weichherzigen Alten zärtlich an und entblätterte ein Gänseblümchen. Sie kannte noch nicht das reizende Spiel: Ich liebe dich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, u. s. w. Wer hätte es sie auch lehren sollen? Sie trieb ein unschuldiges Spiel mit diesem

Blümchen und wußte nicht, daß es nicht selten ein Herz zur Verzweiflung bringen kann.

Wenn es eine vierte Grazie, die Melancholie, gegeben hätte, wäre man geneigt gewesen, Cosette damit zu vergleichen.

Jean Valjean sah dem Spiele ihrer kleinen Finger mit der Blume wie bezaubert zu. Er vergaß Alles über die Freude dieses Kindes. Im Gebüsche seitwärts zwitscherte ein Rothkehlchen. Am Himmel flogen weiße Wolken so lustig hin, daß man hätte glauben sollen, sie wären aus langer Gefangenschaft befreit worden. Cosette fuhr immer noch fort, ihr Blümchen sinnend zu entblättern. Was mochte sie nur denken? Gewiß etwas Reizendes. Plötzlich drehte sie den Kopf auf ihrem zarten Schwanenhalse langsam herum und sagte zu Jean Valjean:

Vater! was sind denn das, die Galeeren?

Viertes Buch.

Hülfe von unten an kann Gotteshülfe sein.

I.

Aeußerlich wund, innerlich gesund.

So verdüsterte sich ihr Leben stufenweis.

Es blieb ihnen nur noch eine Zerstreuung, die ehemals ihr Glück ausgemacht hatte. Sie bestand darin, den Hungernden Brod, den Frierenden Kleider zu bringen. Bei solchen Armenbesuchen, die Jean Valjean öfter in Begleitung Cosette's abzustatten pflegte, stellte sich die frühere Herzlichkeit, besser gesagt, Freudigkeit, theilweise wieder ein. Mitunter war Cosette am Abend etwas munter, wenn sie mit der Anwendung ihres Tages zufrieden waren, vielen Elenden Hülfe gebracht, manches kleine Wesen beseelt und erwärmt hatten. Zu der Zeit machten sie auch einen Besuch bei Jondrette.

Den folgenden Tag erschien Jean Valjean Morgens im Pavillon. Er war ruhig und es schien nichts Außergewöhnliches mit ihm vorgefallen zu sein. Indessen hatte er doch eine tiefe, sehr entzündete, bösartige Wunde am linken Arm, die einer Brandwunde glich. Natürlich sagte er nicht, wie er dazu gekommen war, sondern fand irgend einen Vorwand dafür. Diese Wunde war die Ursache, daß er länger als einen Monat Fieber hatte und das Haus hüten mußte. Von einem Arzt wollte er nichts wissen. Als Cosette ihn drängte sagte er: Rufe nur den Hundedoktor herbei.

Cosette verband ihn Morgens und Abends mit einem so göttlichen Pflichtgefühle, einem so himmlischen Glück, ihm nützlich zu sein, daß Jean Valjean die alte Freude wieder in sein Herz einziehen fühlte. Alle seine Furcht und Angst war vergessen. Er betrachtete Cosette und sagte: O, die gute Wunde! das gute Uebel!

Als Cosette ihren Vater leidend sah, verließ sie den Pavillon und zeigte sich wieder häufiger in der kleinen Wohnung im Hinterhofe, ja sie brachte fast den ganzen Tag bei Jean Valjean zu und las ihm aus Büchern vor, an welchen er Freude hatte. In der Regel waren es Reisebeschreibungen. Jean Valjean lebte wieder auf. Die Glückssonne strahlte wieder neues, unaussprechlich süßes Leben in seine Brust. Er vergaß den Luxembourg, den jungen, unbekannten Mann, Cosette's Traurigkeit und Zurückhaltung, kurz alle Wolken, die seine Seele verdüstert hatten. Er kam dahin, sich zu sagen: Das habe ich mir nur eingebildet; ich bin ein alter Thor!

So groß war sein Glück, daß die scheußliche, so unerwartete Entdeckung, die er gemacht hatte, in Jondrette Thénardier wiederzufinden, so zu sagen spurlos an ihm vorüberging. Es war ihm gelungen zu entweichen. Seine Spur war verloren gegangen. Was konnte ihm am Uebrigen noch gelegen sein? In seinen Gedanken beklagte er diese Elenden. Sie waren im Gefängniß und konnten ihm nicht mehr schaden. Ach! dachte er, was ist das doch für eine unglückselige beklagenswerthe Familie.

Ueber die scheußliche Vision an der Barrière du Maine sprach Cosette nicht mehr. Schwester Mechtilde hatte Cosette im Kloster Musik gelehrt. Sie hatte eine Stimme wie eine beseelte Lerche und sang mitunter des Abends in dem einfachen Stübchen des verwundeten Pflegevaters rührende, schöne Lieder, die Jean Valjeans Herz erquickten.

Der Frühling nahte. Da der Garten in der hübschen, milden Jahreszeit schon zu grünen anfing, so sagte Jean Valjean zu Cosette: Warum gehst Du denn nicht mehr im Garten spazieren? Geh doch!

Wie Du es wünschest, Vater! sagte sie.

Sie war die meiste Zeit allein im Garten. Jean Valjean ließ sich fast nie darin sehen, weil er vermuthlich das Gesehenwerden vermeiden wollte.

Die Krankheit Jean Valjeans hatte etwas Abwechselung in ihr einförmiges Leben gebracht.

Als Cosette sah, daß ihr Vater weniger litt, wieder gesund wurde und glücklich zu sein schien, machte sie das so zufrieden, daß sie es selbst nicht einmal merkte. Das kam eben daher, daß ihre Freude eine reine und natürliche war. Man befand sich im Monat März. Die Tage wurden schon länger. Der Winter nimmt immer etwas von unserer Traurigkeit mit. Dann kam der April, frisch und lustig wie ein Kind, mitunter auch etwas weinerlich wie ein neugeborenes. In diesem Monate zieht etwas Reizendes, eine frische

Lebenskraft aus Himmel, Wolken, Bäumen, Wiesen und Blumen in das Herz des Menschen ein.

Cosette war noch zu jung, um nicht mit dieser Frühlingswonne, die ihr glich, vollständig zu sympathisiren! Ihr unmerklich verlor sich die düstere Stimmung. Die betrübte Seele wird im Frühling wieder munter, wie es um die Mittagszeit hell im Keller wird. Cosette war nicht mehr sehr traurig. Sie wußte selbst nicht wie das gekommen war. Wenn es ihr des Morgens um zehn Uhr nach dem Frühstück gelungen war, ihren Pflegevater eine Viertelstunde lang in den Garten zu bringen und sie, ihm den kranken Arm stützend, mit ihm im Sonnenschein vor dem Gartenthore auf und ab spazierte, bemerkte sie es nicht, daß sie alle Augenblicke lachte und glücklich war.

Jean Valjean war trunken vor Freude, als er sie wieder rosig und frisch werden sah.

O! die gute Wunde! sagte er dann ganz leise.

Innerlich dankte er den Thénardiers dafür.

Als er vollkommen hergestellt war, setzte er seine einsamen, düsteren Spaziergänge fort. Es wäre indessen ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß man in den öden Stadttheilen von Paris so herumschweifen kann, ohne auf ein Abenteuer zu stoßen.

II.

Mutter Plutarch erklärt eine Erscheinung mit Leichtigkeit.

Eines Abends ereignete es sich, daß der kleine Gavroche seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Das fing an unerträglich zu werden. Er entschloß sich also, Jagd auf ein Abendessen zu machen. Zu dem Ende machte er sich auf den Weg, strich jenseits der Salpetrière an öden Orten umher. Dort war etwas in Aussicht. Wo keiner ist, kann man mit der größeren Aussicht auf Erfolg etwas finden. Er drang bis in eine Region vor, deren Bevölkerung ihm zum Dorfe Austerlitz zu gehören schien.

Bei einer seiner früheren Streifereien hatte er dort einen von einem alten Manne und einer alten Frauensperson für ihn unsicher gemachten Garten bemerkt, in dem er einen, ihm zusagenden Aepfelkasten bemerkt hatte. Die Umzäunung des Gartens bot keine unübersteiglichen Schwierigkeiten. Ein Apfel ist ein Abendessen, kann das Leben retten. Was Adam unglücklich gemacht hatte, konnte Gavroche retten. Der Garten grenzte an einen menschenleeren, mit Hecken besetzten, ungepflasterten Weg, der sich nach Häusern sehnte. Zwischen ihm und dem Garten lag die Hecke.

Gavroche schritt auf den Garten zu, fand den Weg, erkannte den Obstgarten und den Aepfelkasten und untersuchte die Hecke. Das war nur ein Sprung.

Der Tag neigte sich. Es war keine Katze im Weg. Die Stunde war günstig.

Schon schickte sich Gavroche an, seinen Sprung auszuführen, als er plötzlich einhielt. Er hörte im Garten sprechen. Gavroche sah durch ein Loch in der Hecke.

Zwei Schritte von ihm an der anderen Seite, gerade an dem Punkte, wo er seiner Berechnung zufolge eingedrungen wäre, saß auf einer Steinbank der bewußte alte Mann. Vor ihm stand die Alte. Sie brummte. Gavroche, der eben nicht allzu diskret war, lauschte.

Herr Mabeuf! sagte die Alte.

Mabeuf! dachte Gavroche, welch' ein drolliger Name.

Der angesprochene Greis rührte sich nicht.

Herr Mabeuf! fing die Alte wieder an.

Was denn? Mutter Plutarch, sagte der Greis, der sich endlich zu einer Antwort entschloß, ohne aber die Augen aufzuschlagen.

Mutter Plutarch, auch ein spaßhafter Name, commentirte Gavroche in Gedanken.

Mutter Plutarch gab nicht nach und der Greis mußte wohl oder übel auf die Unterhaltung eingehen.

Der Hauswirth ist nicht zufrieden, sagte sie.

Weshalb nicht?

Weil wir ihm drei Termine schuldig sind.

In drei Monaten werden wir ihm vier schuldig sein.

Er sagt, daß er Ihnen draußen eine Schlafstelle anweisen will.

Gut! dann gehe ich.

Die Früchtehändlerin will auch bezahlt sein. Sie giebt keine Waaren mehr. Womit wollen Sie sich denn diesen Winter wärmen? Wir werden kein Holz haben.

Scheint doch die Sonne!

Auch der Fleischer gibt keinen Credit mehr und will nichts mehr bringen.

Ei! das trifft sich gut. Ich kann so das Fleisch nicht verdauen. Es liegt mir zu schwer im Magen.

Was bleibt uns dann noch zum Mittagessen?

Brod!

Der Bäcker will eine Abschlagszahlung haben. Er sagt: Kein Geld, kein Brod.

Schon gut!

Was wollen Sie denn essen?

Wir haben ja noch die Aepfel im Aepfelkasten.

Aber, mein Herr! man kann doch nicht so ohne Geld leben.

Ich habe keins.

Die Alte ging und der Greis blieb allein. Er sann nach. Auch Gavroche dachte nach.

Es war fast Nacht.

Das erste Resultat der Träumerei Gavroches war, daß er statt die Hecke zu überklettern, sich darin versteckte, wobei er Nutzen aus den Lichtungen zog, um den Garten überblicken zu können.

Sieh da! dachte Gavroche, als er es sich bequem gemacht hatte, da sitze ich ja wie in einem Alkoven.

Er kauerte so dicht bei der Bank des Vater Mabeuf, daß er den achtzigjährigen Greis athmen hörte.

Da Gavroche nichts zu essen hatte, suchte er sich durch Schlaf zu erquicken.

Es war ein Katzenschlaf, ein Schlaf mit einem Auge. — Gavroche lauschte, indem er schlummerte. Ein bleiches Dämmerlicht strahlte vom Himmel auf die dunkle Erde. Der Weg bildete einen blassen Streifen zwischen den dunkeln Hecken.

Plötzlich erschienen auf diesem blassen Streifen zwei Männer. Einer folgte dem Anderen in einiger Entfernung.

Da kommen zwei, murmelte Gavroche.

Die erste dieser beiden Gestalten schien ein alter, gebückter, nachdenkender Bürger zu sein, der mehr als einfach gekleidet, langsam ging, weil er schon bei Jahren war. Er schien den hübschen Abend genießen zu wollen.

Die zweite Gestalt war rüstig, schlank und ging fest einher. Sie regelte ihren Schritt nach dem des Andern. Der Gang dieser Person verrieth Kraft und Geschwindigkeit, wenngleich sie sich nur langsam bewegte, um in angemessener Entfernung zu bleiben. Diese nächtliche Gestalt hatte etwas Beunruhigendes und Wildes an sich und dabei die Manieren eines Elegants. Der Hut war von hübscher Form. Der Oberrock von schwarzem Tuch verrieth Geschmack und schloß sich eng an die Taille an. In der Art, wie diese Figur den Kopf bewegte, ließ sich Kraft mit Anmuth gepaart erkennen. Ein bleiches, vom Dämmerlicht erhelltes Jünglingsgesicht, mit einer Rose im Munde, sah unter dem Hute hervor.

Gavroche kannte diese letztere Gestalt sehr wohl. Es war Montparnasse.

Was die andere betrifft, so hätte er nichts darüber zu sagen vermocht, ausgenommen, daß sie einem alten Manne anzugehören schien.

Gavroche stellte sogleich seine Beobachtungen an. Montparnasse hatte offenbar etwas mit dem Andern vor. Gavroche lag versteckt, aber so, daß er Alles übersehen konnte. Sein improvisirter Alkoven entzog ihn jedem unbescheidenen Blicke.

Daß Montparnasse zu einer solchen Zeit, an einem solchen Orte auf der Jagd war, bedeutete nichts Gutes. Gavroche fühlte, obwohl er ein ungerathener Bube war, inniges Mitleid mit dem Alten.

Was sollte er thun? Sich ins Mittel legen? Selbst schwach, einem Schwachen helfen? Montparnasse hätte nur darüber gelacht. Gavroche verhehlte sich nicht, daß dieser gefürchtete achtzehnjährige Bandit ohne Mühe und Bedenken mit einem Greise und einem Knaben fertig geworden wäre.

Während Gavroche das noch überlegte, fand der scheußliche Angriff plötzlich statt. Er glich dem Ueberfalle eines Tigers, der auf einen wilden Eber, einer Spinne, die auf eine Mücke stürzt. Montparnasse schleuderte seine Rose weit fort, sprang auf den Greis zu, packte ihn beim Kragen und klammerte sich an ihn. Gavroche hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. In einem Nu war Einer der Beiden unter dem Andern. Der am Boden Liegende röchelte unter dem Drucke eines Knies, das wie ein Marmorblock seine Brust zusammenpreßte. Was Gavroche jedoch erwartet hatte, war nicht eingetroffen. Der, welcher auf der Erde lag, war Montparnasse. Auf ihm kniete der wackere Alte.

Diese finstere Scene fand nur in wenigen Schritten Entfernung von Gavroche statt.

Der Greis hatte den Stoß ausgehalten und so furchtbar erwiedert, daß die Rollen in einem Augenblick gewechselt waren.

Das ist ja ein stattlicher Invalide, dachte Gavroche. Er konnte nicht umhin, in die Hände zu klatschen.

Es hörte indessen Niemand darauf. Die beiden keuchenden Kämpfer waren zu sehr mit einander beschäftigt, um auf etwas anderes, als die Person des Gegners zu achten.

Es entstand eine Pause. Montparnasse gab allen Widerstand auf. Schon dachte Gavroche daran, ob er vielleicht todt wäre.

Der Alte hatte kein Wort gesprochen, keinen Schrei ausgestoßen. Endlich richtete er sich auf, und Gavroche hörte, daß er zu Montparnasse sagte:

Stehe auf!

Montparnasse gehorchte der Aufforderung, aber der Alte ließ ihn nicht los. Montparnasse sah beschämt und wüthend aus, wie ein Wolf, der sich von einem Lamm hat beißen lassen.

Gavroche strengte Augen und Ohren an, um nichts von der Scene zu verlieren. Sie machte ihm außerordentlich viel Spaß.

Seine tadellose Aufmerksamkeit wurde belohnt. Er vernahm folgenden tragischen Dialog, dem die nächtliche Stunde einen noch düsterern Charakter verlieh:

Wie alt bist Du?

Neunzehn Jahre.

Du bist stark und gesund. Warum arbeitest Du nicht?

Weil mich das langweilt.

Welchem Stande gehörst Du an?

Dem Faullenzerstande.

Sprich ernsthaft. Kann man etwas für Dich thun? Was willst Du denn sein?

Dieb!

Es entstand eine Pause. Der Greis schien ernstlich nachzudenken. Er rührte sich nicht, ließ aber Montparnasse nicht los.

Von Zeit zu Zeit machte der junge kräftige und gewandte Bandit einen Sprung, wie ein in der Schlinge gefangenes wildes Thier. Er suchte sich loszureißen, dem Gegner ein Bein zu stellen, wand und krümmte sich. Aber der Greis schien sich nicht viel darum zu kümmern. Er hielt ihm beide Arme mit der Gleichgültigkeit eines, an Kraft weit überlegenen Menschen fest.

Das dauerte einige Zeit, dann sah er Montparnasse fest an und hielt ihm in mildem, feierlichem Tone eine Art Rede, von der Gavroche keine Silbe verlor.

Mein Sohn! Du willst Dein Leben in Trägheit vergeuden, da wir doch alle zum Arbeiten geboren sind. Wie, Du sagst es selbst, daß Du ein Faullenzer bist? Schäme Dich! und arbeite! Kennst Du nicht jene furchtbare Maschine, die man Walzwerk nennt! Es ist ein boshaftes, heimtückisches Ding, vor dem man sich wohl hüten muß. Wem es den Zipfel des Rockes packt, den zieht es ganz darunter. So eine Maschine ist die Trägheit. Halte ein, so lange es noch Zeit ist, und rette Dich! Wenn nicht, so bist Du verloren, und über ein Weniges unter den Rädern. Einmal gepackt, gib die Hoffnung auf. An die Arbeit, Faullenzer! Kein Ruhen mehr! Was, Du willst Dein Brod nicht verdienen, keinen Beruf haben, Deine Pflicht nicht erfüllen? Du willst nicht den Andern gleichen, weil es Dich langweilt? Dann fällst Du doch unter die eiserne Hand einer grausameren Arbeit. Arbeiten ist Gesetz. Du kannst ihm nicht entgehen. Wer die Arbeit als langweilig von sich weist, muß Strafarbeit verrichten. Willst Du nicht Arbeiter sein, mußt Du nothwendig Sklave werden. Du entgehst der Arbeit nur an der einen Seite, um an einer andern von ihr gefaßt zu werden. Willst Du Dich nicht mit ihr befreunden, so wird sie Dich als einen Neger behandeln. Wie! Du hast die ehrenhafte Ruhe des müden Bürgers verschmäht! So wird Dir der Schweiß des Verdammten zu Theil. Wenn Andere singen, wirst Du stöhnen. Du wirst in Deiner Abgeschlossenheit die Andern arbeiten sehen und glauben, daß sie ruhen. Der Ackersmann, der Schnitter, der Matrose,

der Schmied werden Dir im Lichte paradiesisch Beglückter erscheinen. Eine beneidenswerthe Gluth wird Dir vom Ambos entgegenstrahlen! Welche Wonne, den Pflug zu lenken, die Garben zu binden! Welch ein Fest! lustig vom Winde gejagt, durch die freien Wogen zu schießen! Also arbeite, hacke, ziehe, schleppe, Faullenzer! Ziehe am Strang, sonst wirst Du ein Lastthier im Gespann der Hölle! Nichts wolltest Du thun? das war Dein Zweck? Ich sage Dir, es wird keine Woche, kein Tag, keine Stunde vergehen, ohne daß Du todtmüde bist. Alles was Du thust, thust Du in Angst und Noth. In jedem Augenblick werden Deine Knochen krachen. Was den Andern federleicht ist, wird Dir centnerschwer. Das Einfachste von der Welt wird Dir Qual machen. Gehen, kommen und athmen wird eine schreckliche Arbeit für Dich sein. Deine Lunge wird Dir centnerschwer scheinen. Ob Du da- oder dorthin gehen sollst, wirst Du erst lange überlegen. Wenn ein Anderer geht, macht er die Thüre auf und ist fort, Du aber mußt erst eine Mauer durchbrechen, ehe Du gehen kannst. Wenn Jemand auf die Straße will, was thut er dann? Er geht zuerst die Treppe hinunter. Du aber mußt Dein Betttuch zerreißen, mühsam ein Seil daraus machen, Deinen Weg durch das Fenster nehmen und Dich an diesem Seile über einem Abgrunde schaukeln, bei Nacht, im Sturm, im Regen, und wenn das Seil unglücklicherweise zu kurz ist, bleibt Dir nichts übrig, als Dich fallen zu lassen. Ein Fall auf gut Glück, in den Abgrund, von einer beliebigen Höhe herab und auf was? Auf das, was unten ist, auf das Unbekannte. Du kannst auch durch einen Schornstein kriechen, auf die Gefahr hin, Dich zu verbrennen und zu ersticken, oder durch einen Latrinenabzugskanal und in der Jauche ertrinken. Ich will Dir nichts von den Löchern sagen, die verdeckt von den Steinen, die täglich zwanzigmal fortgenommen und wieder hingesetzt werden müssen; eben so wenig von dem Mauerabfall, den man im Strohsack verbergen muß. Wenn der Bürger an ein Schloß kommt, so hat er in seiner Tasche einen vom Schlosser angefertigten Schlüssel. Du dagegen, wenn Du weiter willst, bist dazu verdammt, ein schreckliches Meisterwerk zu Stande zu bringen. Du nimmst einen dicken Sous und schneidest ihn der Länge nach in zwei Theile, womit? Mit einem Werkzeug, daß Du erfinden mußt. Das ist Deine Sache. Dann höhlst Du das Innere der beiden Scheiben aus, wobei Du sorgfältig darauf achten mußt, nicht durchzubringen, und bringst am Rande auf jeder Fläche einen Schraubengang an, um die beiden Scheiben fest zusammenschrauben zu können. Dann wird Niemand ahnen, daß etwas darin ist.

Die Aufseher, die Dich bewachen, werden es einfach für einen dicken Sous halten. Für Dich ist es eine Kapsel. Was thust Du

hinein? Ein kleines Stückchen Stahl — eine Uhrfeder, der Du Zähne gemacht hast und die Dir als Säge dient. Mit dieser, im Sous verborgenen Säge, die nicht länger als eine Stecknadel ist, mußt Du das Schloß, den Riegel, das Vorlegeschloß, die Eisenstange vor Deinem Fenster und die Kette an Deinem Fuße durchsägen. Wenn diese Meisterarbeit geschehen, dies Wunder der Kunst, Geschicklichkeit, Gewandtheit und Geduld vollendet ist und man in Erfahrung gebracht hat, daß Du der Urheber bist, was erhältst Du dann als Belohnung? Kerkerstrafe. Da hast Du Deine Zukunft: Trägheit und Vergnügungssucht, welch ein Abgrund. Nichtsthun ist ein unheilvoller Entschluß, weißt Du das auch? Träge von der sozialen Substanz leben, nutzlos, das heißt schädlich sein, führt geradezu in den Abgrund des Elends. Wehe Dem, der ein Parasit sein will. Er ist ein Ungeziefer. Was? Du denkst nur daran, gut zu essen, zu trinken und zu schlafen? Du wirst Schwarzbrod essen, Wasser trinken und auf einem Bett mit geschmiedetem Eisen an Deinen Gliedern, welches Du kalt an Deinem Fleische fühlen wirst, schlafen. Du zerbrichst die Kette und entfliehst. Gut! dann mußt Du auf dem Bauche durch die Gebüsche kriechen und Gras essen wie ein Thier. Sie fangen Dich aber wieder ein. Dann mußt Du Jahre lang in einer Grube zubringen, an die Mauer geschmiedet, nach dem Wasserkruge tasten und in ein schwarzes, scheußliches Stück Brod beißen, das ein Hund verschmähen würde. Dazu kannst Du Bohnen essen, die die Würmer schon gefressen haben. Du wirst ein Kellerwurm in diesem Keller sein. O! habe doch Mitleid mit Dir selbst, Du elendes, noch so junges Geschöpf! Es sind noch nicht 20 Jahre verstrichen, seit Du an den Brüsten Deiner Mutter sogst. Du hast wohl noch eine Mutter? Ich beschwöre Dich, höre mich. Du liebst feines, schwarzes Tuch, lackirte Stiefel, wohlduftende gesalbte Locken, willst den leichtsinnigsten Geschöpfen gefallen und hübsch sein. Man wird Dich glatt scheeren, in eine rothe Jacke und in Holzschuhe stecken. Statt des Ringes am Finger gibt man Dir ein eisernes Halsband.

Wenn Du ein Frauenzimmer ansiehst, erhälst Du Stockschläge. Mit zwanzig Jahren kommst Du hinein, mit fünfzig heraus. Du hältst Deinen Einzug jung, rosig, frisch, mit strahlenden Augen, weißen Zähnen und Deinem schönen, jugendlichen Haarschmuck. Wenn Du entlassen wirst, gehst Du gebückt, bist hinfällig, runzelig, zahnlos, scheußlich anzusehen und hast weiße Haare. Ach! armer Sohn! Du bist auf falschem Wege. Faulheit ist ein schlechter Rathgeber und die rauheste Arbeit ist der Diebstahl. Glaube es mir und gib das qualvolle Geschäft eines Faullenzers auf. Ein Schelm zu werden ist gar nicht bequem. Es ist viel leichter, ein ehrlicher Mensch

zu sein. Gehe jetzt und denke an das, was ich Dir gesagt habe. Apropos! was wolltest Du denn von mir? meine Börse? da, nimm sie.

So sprechend, ließ der Greis Montparnasse los, und steckte ihm seine Börse in die Hand, die der Jüngling einen Moment lang abwog, und sie dann mit derselben maschinenmäßigen Vorsicht und Geschwindigkeit in die Hintertasche seines Rockes schob, als hätte er sie gestohlen.

Als das geschehen war, drehte ihm der Alte den Rücken und setzte ruhig seinen Spaziergang fort.

Dummkopf! murmelte Montparnasse.

Wer war der Alte? Der Leser hat es ohne Zweifel schon errathen.

Montparnasse sah ihm verwundert nach, wie er in der Dämmerung verschwand. Diese Betrachtung sollte ihm theuer zu stehen kommen.

Während sich der Greis entfernte, näherte sich Gavroche. Er hatte sich mit einem Blicke die Ueberzeugung verschafft, daß Vater Mabeuf, vielleicht schlafend, noch auf seiner Bank saß. Er verließ also sein Versteck und kroch auf Vieren, im Schatten, hinter den unbeweglich dastehenden Montparnasse, der ihn weder sah noch hörte. Als er ihm ganz nahe gekommen war, streckte er vorsichtig seine Hand aus, versenkte sie in die Hintertasche seines Oberrocks von feinem schwarzem Tuch, ergriff die Börse, zog die Hand wieder zurück und kroch, wie eine Schlange, in seine dunkele Hecke zurück. Montparnasse, der keine Veranlassung hatte, auf seiner Hut zu sein und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben über etwas nachgedacht, bemerkte nichts.

Als Gavroche den Punkt erreicht hatte, wo der Vater Mabeuf saß, warf er die Börse über die Hecke und floh, was er nur laufen konnte.

Sie fiel zu Vater Mabeufs Füßen nieder. Das Geräusch weckte ihn. Er bückte sich und raffte sie auf, wußte nicht, was er davon denken sollte und machte sie auf. An der einen Seite fand er etwas Münze, an der andern sechs Napoleonsd'or.

Herrn Mabeuf machte diese räthselhafte Bescheerung ganz verwirrt. Er brachte sie schnell seiner Haushälterin.

Das fällt uns ja vom Himmel zu, sagte Mutter Plutarch.

Fünftes Buch.

Dessen Ende dem Anfang nicht gleicht.

I.

Einsamkeit und Kaserne.

Der Schmerz Cosette's so stechend und heftig derselbe noch vor 4 bis 5 Monaten gewesen war, wurde allmälig milder, ohne daß sie es selbst bemerkte. Natur, Frühling, Jugend, Liebe zu ihrem Vater, der muntere Gesang der Vögel und Freude an den Blumen goß nach und nach, Tag für Tag, Tropfen um Tropfen, etwas wie Vergessenheit in diese junge, so jungfräuliche Seele. Erlosch das verzehrende Feuer der Sehnsucht ganz darin, oder wurde es nur mit Asche bedeckt? Thatsächlich fühlte sie fast keine Schmerzen und keinen Brand.

Eines Tages dachte sie plötzlich an Marius. Ei! dachte sie bei sich selbst, ich dachte ja fast nicht mehr an ihn!

In der nämlichen Woche bemerkte sie einen sehr hübschen Ulanen-Offizier, der vor dem Gartengitter auf- und abging. Er trug eine reizende Uniform, hatte eine Taille wie eine Wespe, ein Gesicht, wie ein junges Mädchen, den Säbel unter dem Arme, einen aufgewischten Schnurrbart und einen lackirten Czako. Die Haare waren blond, die Augen blau und etwas hervortretend, das Gesicht rund, eitel, keck und hübsch; ganz das Gegentheil von Marius. Er hatte eine Cigarre im Munde. Cosette fiel es ein, daß dieser Offizier wohl zu dem in der Rue de Babylone kasernirenden Regimente gehören könne.

Am folgenden Tage sah sie ihn abermals vorbeikommen und bemerkte sich die Stunde.

War es Zufall oder nicht? Von jenem Zeitpunkte an ging er alle Tage vorüber.

Die Kameraden des Offiziers bemerkten: daß in „dem schlecht unterhaltenen Garten" hinter dem garstigen Rococco-Gitter ein recht hübsches Mädchen sei, das sich fast immer blicken lasse, wenn der hübsche Lieutenant vorübergehe.

Unsern Lesern ist derselbe nicht ganz unbekannt; er hieß Theodule Gillenormand.

Ei! sagten sie zu ihm, da ist die Kleine, die ein Auge auf Dich geworfen hat; sieh sie Dir doch einmal an.

Habe ich denn Zeit, versetzte der Lieutenant, alle Mädchen anzusehen, die mich betrachten?

Das war gerade um die Zeit, als Marius schwermüthig dem Grabe zuwandelte.

Ach! wenn ich sie doch nur noch einmal sehen könnte, bevor ich sterbe! sagte er. Wenn sein Wunsch in Erfüllung gegangen wäre und er in jenem Augenblicke hätte sehen können, daß Cosette nach einem Ulanen-Offizier liebäugelte: er wäre vor Kummer gewiß gestorben.

Wessen Schuld wäre es gewesen? Niemandes. Marius gehörte zu jenen Leuten, die sich in den Gram vertiefen und darin überwintern. Cosette konnte sich zwar auch vom Kummer niederdrücken lassen, aber sie besaß auch die Elastizität, sich wieder aufzurichten.

Uebrigens hatte Cosette jene gefährliche Krisis zu bestehen, jenen verhängnißvollen Zeitpunkt, wo das Herz eines jungen, alleinstehenden Mädchens einer Rebe gleicht, die, je nachdem es der Zufall will, sich an einer Marmorsäule oder an einem Wirthshauspfahle hinaufrankt. Dieser Moment dauert nicht lange und ist entscheidend, kritisch für jede Waise, mag sie nun reich oder arm sein; denn Reichthum schützt nicht vor schlechter Wahl. Unpassende Verbindungen finden in den höchsten Regionen statt, aber die unpassendsten sind solche, bei welchen der innere Mensch verschieden ist. So wie mancher junge, unbekannte Mensch, ohne Namen, Geburt und Glück, einer Marmorsäule gleicht, die einen Tempel großer Ideen und Empfindungen stützt, eben so ist mancher glückliche und einflußreiche Mann von Welt, mit blanken Stiefeln und glatten Worten, — wenn man nicht aufs Aeußere, sondern aufs Innere sieht, das der Frau vorbehalten ist — wenn nichts als ein bloßes, von unreinen Leidenschaften beseeltes Stück Holz, ein Wirthshauspfahl.

Was ging in diesem Augenblicke in Cosette's Seele vor?

Eine beruhigte oder eingeschlafene Leidenschaft; Liebe im ungebundenen Zustand; etwas Helles, Glänzendes, das in einer gewissen Tiefe trübe, weiter hinab dunkel wurde. Das Bild des hübschen Offiziers spiegelte sich an der Oberfläche ab. Lag ein Andenken auf dem Grunde? ganz unten?

Vielleicht! Cosette wußte es nicht.

Da trat ein sonderbares Ereigniß ein.

II.

Cosette hat Furcht.

In der ersten Hälfte des Monats April begab sich Jean Valjean auf eine Reise. Wie man weiß, trat dieser Fall von Zeit zu Zeit in langen Zwischenräumen ein. Er blieb höchstens einen oder zwei Tage aus. Wohin ging er? Niemand wußte es. Nicht einmal Cosette. Nur einmal hatte sie ihn in einem Fiaker bis zur Ecke einer kleinen Sackgasse begleitet, deren Namen Impasse de la Plan-

chette ihr ins Auge gefallen war. Dort war er ausgestiegen und der Kutscher hatte Cosette wieder nach der Rue de Babylone zurückgefahren. Jean Valjean unternahm diese kleinen Reisen in der Regel dann, wenn kein Geld mehr im Hause war.

Beim Scheiden sagte er diesmal: „In drei Tagen bin ich wieder zurück.

Abends war Cosette allein im Salon. Um sich die Zeit zu verkürzen, setzte sie sich an ihr Orgel-Piano und begleitete sich den Chor aus der „Euryanthe": „Die Thäler dampfen, die Höhen glühen!" vielleicht eine der schönsten Compositionen, die es gibt. Als sie damit zu Ende war, überließ sie sich träumerisch ihren Gedanken.

Plötzlich schien es ihr, als ginge Jemand im Garten auf und ab spazieren.

Ihr Vater konnte noch nicht zurück sein und die Toussaint lag schon im Bette. Es war zehn Uhr Abends.

Sie ging an den Fensterladen, der geschlossen war und lehnte ihr Ohr daran.

Da glaubte sie den sehr gedämpften Schritt eines Mannes unterscheiden zu können.

Rasch stieg sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer, öffnete eine kleine Lücke in ihrem Fensterladen und sah in den Garten. Der Mond schien hell, so helle, als wäre es lichter Tag gewesen.

Aber sie sah Niemanden.

Sie machte das Fenster auf. Im Garten herrschte Grabesstille. Die Straße war so öde wie immer.

Cosette nahm an, daß sie sich geirrt habe. Vielleicht war es eine Vision gewesen, die der düstere, wunderbare Chor Webers hervorgerufen hatte, der dem Geiste das unheimliche Dunkel der Wälder vorführt, wo unter dem unruhigen Tritt des Jägers die abgestorbenen Baumzweige im Dunkeln unter seinen Füßen krachen.

Sie dachte also nicht weiter daran.

Uebrigens war Cosette ihrer Natur nach nicht sehr furchtsam. Sie hatte in ihren Adern so etwas von dem Blut der Zigeuner und Abenteurer, die barfuß gehen. Wie man sich erinnert, war sie mehr Lerche als Taube. Es lag etwas Unternehmendes und Muthiges in ihrem Charakter.

Am anderen Tage ging sie zwar nicht so spät, aber doch bei anbrechender Dunkelheit im Garten spazieren. In unbestimmten Gedanken vertieft, glaubte sie dann und wann dasselbe Geräusch wieder zu vernehmen, welches ihr am verflossenen Abende aufgefallen war. Es glich dem Gange einer Person unter den nahen Bäumen. Indessen bedachte sie, daß nichts so sehr einem Tritte

auf den Rasen gleicht, als das Rauschen von Zweigen, die sich von selbst bewegen. Sie gab also nicht weiter Acht darauf. Uebrigens sah sie auch nichts.

Sie verließ also das „Gebüsch“ wieder. Um zu der Treppe zu gelangen, mußte sie über einen kleinen, grünen Rasenplatz gehen. Hinter ihr leuchtete der aufsteigende Mond und warf, als sie das Dickicht verließ, ihren Schatten vor ihr auf den Rasen.

Plötzlich blieb sie starr vor Schrecken stehen. Neben ihrem Schatten, auf dem Rasen, sah sie deutlich einen andern, vor dem sie heftig erschrack und der einen runden Hut trug.

Es war ihr, als stände hinter ihr, am Saume des Gebüsches, in ganz kurzer Entfernung ein Mann, dem dieser Hut angehöre.

Einen Augenblick lang konnte sie weder sprechen noch schreien, oder den Kopf umdrehen.

Endlich sammelte sie all ihren Muth und drehte sich entschlossen um.

Es war Niemand da.

Sie sah auf die Erde. Der Schatten war verschwunden. Darauf ging sie in's Gebüsch zurück und durchflöberte es muthig, in allen Richtungen, bis zum Gitter, fand aber nichts.

Ihr wurde es eiskalt. War das abermals eine Vision? Wie? Zwei Tage hinter einander! Eine, das geht noch an; aber Zwei? Das Beunruhigende dabei war, daß der Schatten kein Gespenst sein konnte. Gespenster pflegen keine Hüte zu tragen.

Tags darauf kam Jean Valjean wieder. Cosette erzählte ihm, was sie zu hören und zu sehen geglaubt hatte. Sie erwartete, daß ihr Vater sie beruhigen, die Achseln zucken und sagen würde: du bist eine kleine Thörin!

Aber Jean Valjean wurde nachdenklich.

Das war nichts! sagte er endlich.

Darauf verließ er sie unter irgend einem Vorwande, ging in den Garten und untersuchte aufmerksam das Gitter.

In der Nacht wachte sie plötzlich auf. Diesmal war sie sicher, sich nicht geirrt zu haben. Sie hörte deutlich in der Nähe der Treppe, unter ihrem Fenster gehen. Sie lief an das Schaufensterchen und öffnete es. Da sah sie wirklich einen Mann im Garten. Er hatte einen dicken Stock in der Hand. Als sie im Begriffe war zu schreien, beschien der Mond sein Gesicht. Es war ihr Vater.

Sie legte sich wieder nieder, indem sie dachte: Wie besorgt er doch ist!

Auch in den folgenden beiden Nächten besuchte Jean Valjean den Garten. Cosette beobachtete ihn wieder durch ihr Fenster.

In der dritten Nacht nahm der Mond ab und ging später auf

Es mochte etwa 1 Uhr Morgens sein, als sie laut lachen und ihren Vater: Cosette! rufen hörte.

Sie sprang aus dem Bette, warf sich rasch einen Mantel über und öffnete das Fenster.

Ihr Vater stand auf dem Rasen.

Ich wecke Dich, sagte er, um Dich zu beruhigen.

Sieh doch einmal her! da ist Dein Hutschatten.

Mit diesen Worten zeigte er auf einen, vom Mondlichte auf dem Rasen gebildeten Schatten, der so ziemlich einem Gespenste mit einem Hute glich. Es war der Schatten einer Schornsteinröhre aus Eisenblech, die über eines der benachbarten Dächer hoch hervorragte.

Diese unerwartete Lösung brachte Cosette ebenfalls zum Lachen. Damit waren alle beunruhigenden Gedanken beseitigt. Als sie Tags darauf mit ihrem Pflegevater frühstückte, scherzte sie mit ihm über den, von den gespenstischen Schornsteinröhren unsicher gemachten Garten.

Jean Valjean wurde wieder ganz ruhig. Cosette hatte nicht darauf geachtet, ob die ihr gezeigte Röhre an derselben Stelle erschienen war, wo sie dieselbe früher gesehen zu haben glaubte und welche Stellung der Mond jedesmal eingenommen hatte. Auch fiel ihr der merkwürdige Umstand nicht auf, daß der Schatten von Schornsteinröhren sich nicht zurückzuziehen pflege, wie einer, der fürchtet, auf frischer That ertappt zu sehen. Und doch hatte Cosette dieses überraschende Phänomen genau bemerkt. Sie beruhigte sich vollständig. Der gelieferte Beweis ließ ihr nichts zu wünschen übrig. Es fiel ihr nicht mehr ein, daß Jemand am Abende oder während der Nacht im Garten herumgehen könnte.

Einige Tage später aber ereignete sich ein neuer Vorfall.

III.

Die Commentare der Frau Toussaint.

Im Garten, nahe beim Gitter an der Straße, stand eine Steinbank, welche durch eine Hagebuche vor den Blicken der Neugierigen geschützt war, die man jedoch zur Noth von der Straße aus durchs Gitter und durch die Hagebuche greifend, erreichen konnte.

An einem Abende desselben Monats April war Jean Valjean ausgegangen. Cosette hatte sich nach Sonnenuntergang auf diese Bank gesetzt. Der Wind strich frisch durch die Bäume und Cosette sann nach. Eine unbestimmte Traurigkeit war über sie gekommen, jene unbesiegbare Melancholie, die der Abend mit sich bringt und die vielleicht, wer kann es wissen? mit den Mysterien des zu der Zeit offenen Grabes zusammenhängt.

Fantine war vielleicht in dem Dunkel, das sie umgab.

Cosette stand auf, ging langsam im Garten umher durch das vom Thau reichlich getränkte Gras und machte, trotz der Art von melancholischem Somnambulismus, der sich ihrer bemächtigt hatte, die Bemerkung, daß es doch zweckmäßig sei, um diese Zeit Holzschuhe zu tragen, wenn man sich nicht den Schnupfen holen wolle.

Sie ging wieder nach ihrer Bank zurück.

Als sie sich setzen wollte, bemerkte sie, daß an der Stelle, die sie kurz zuvor eingenommen hatte, ein ziemlich dicker Stein lag.

Cosette betrachtete den Stein und fragte sich, was das zu bedeuten habe. Offenbar war der Stein nicht von selbst an diese Stelle gekommen. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß Jemand von der Straße her den Arm durchs Gitter gesteckt haben müßte. Dieser Gedanke machte ihr Furcht. Diesmal hatte sie wirklich Furcht. Der Stein lag da.

Es war keine Täuschung. Ein Zweifel war nicht mehr möglich. Sie rührte ihn nicht an, sondern entfloh, ohne den Muth zu haben, sich umzusehen, ins Haus, verriegelte die mit Glasscheiben versehene Haldthüre, schloß den Laden und befestigte ihn mit einer eisernen Querstange. Dann fragte sie die Toussaint:

Ist mein Vater schon zurückgekommen?

Noch nicht, Fräulein!

Jean Valjean kam, als nächtlicher Spaziergänger und Gedankenjäger, oft ziemlich spät nach Hause.

Toussaint, fing Cosette wieder an, verschließen Sie des Abends doch ja sorgfältig die Läden an der Gartenseite mit den Eisenstangen.

O! seien Sie unbesorgt, mein Fräulein!

Toussaint unterließ das niemals und Cosette wußte es wohl. Deshalb sagte sie auch:

Es ist so abgelegen hier!

Was das anbetrifft, sagte Toussaint, das ist wahr. Man könnte hier ermordet werden, ehe man noch Zeit gehabt hätte, den Mund aufzuthun, um Hülfe zu rufen. Dabei schläft der Herr mitunter nicht hier. Aber fürchten Sie nichts, mein Fräulein! Ich mache die Fenster so fest zu wie eine Bastille. Es ist schrecklich, wenn man es recht bedenkt. Zwei verlassene Frauenzimmer! Stellen Sie sich vor, wenn plötzlich, in der Nacht, Männer in Ihr Zimmer kämen, um Ihnen zuzurufen: Schweige! und sich daran machten, Ihnen den Hals abzuschneiden. Es ist nicht sowohl wegen des Sterbens — sterben müssen wir doch einmal — sondern wegen der abscheulichen Empfindung, solche Hände an sich herumtasten zu fühlen. Und dann die Messer! die müssen schlecht schneiden! Guter Gott!

Schweigen Sie doch! sagte Cosette, und machen Sie Alles gut zu.

Das von der Toussaint improvisirte Drama hatte ihr einen Schrecken eingejagt. Dazu kam vielleicht auch noch die Erinnerung an die gespensterhaften Vorfälle der verflossenen Woche, kurz, sie wagte es nicht einmal ihr zu sagen: Sehen Sie sich doch nur den Stein an, den man auf die Bank gelegt hat. Sie fürchtete, daß beim Oeffnen der Thüre „Männer" eindringen möchten. Sie ließ sorgfältig Thüren und Fenster verschließen, das ganze Haus, vom Keller bis zum Speicher, durchsuchen, schloß sich dann in ihr Zimmer ein, verriegelte es, sah unters Bett, legte sich und schlief schlecht. Die ganze Nacht hindurch träumte sie von dem Stein, der ihr wie ein großer, von Schluchten durchzogener Berg vorkam.

Als die Sonne aufging — sie hat die Eigenthümlichkeit uns über alle Schrecken der Nacht ein Lachen abzugewinnen, das ebenso groß als der ausgestandene Schrecken ist — als die Sonne aufging und Cosette erwachte, kam ihr Alles wie Alpdrücken vor: An was habe ich nur gedacht? sagte sie. Das ist eben so wie mit den Schritten, die ich in verflossener Woche, im Garten, gehört zu haben glaubte! ähnlich wie mit dem Schatten der Schornsteinröhre. Bin ich denn im Begriffe ein kleines Kind zu werden? Die, durch die Spalten der Fensterladen durchschimmernde Sonne warf einen purpurrothen Schein auf die Damastvorhänge, die ihr solchen Muth einflößte, daß sie alles und auch den drückenden Stein auf ihrem Herzen vergaß.

Als sie in den Garten, nach der Bank sah, bemerkte sie eben so wenig etwas von einem Stein, wie sie früher einen Mann mit einem Hute hatte entdecken können. Das hat mir nur geträumt, wie alles Andere, dachte sie.

Sie kleidete sich an, ging in den Garten, lief an die Bank und fühlte kalten Schweiß. Der Stein war wieder da.

Ihre Angst dauerte nur einen Augenblick. Schrecken bei Nacht wird Neugierde am Tage.

Bah! dachte sie, ich will einmal sehen, was das ist! Sie hob den Stein auf, der ziemlich dick war. Darunter lag etwas, das einem Briefe glich.

Es war ein Umschlag von weißem Papier. Cosette griff danach. Es war weder Adresse noch Siegel darauf, aber es steckte etwas darin.

Cosette untersuchte es. Sie empfand weder Schrecken noch Neugierde, sondern eine Art von Beklemmung. Der Umschlag enthielt einige numerirte, wie Cosette dachte, ziemlich hübsch und fein geschriebene Blätter. Sie suchte vergeblich nach Ueber- und Unterschrift.

An wen mochte die Schrift gerichtet sein? vermuthlich an sie, weil die unbekannte Hand es auf ihre Bank gelegt hatte. Von wem konnte das herrühren? Es schwindelte ihr; die Blätter zitterten in ihrer Hand. Sie wendete die Augen ab, sah den Himmel an, die Straße, die vom Sonnenlichte übergossenen Acazien und die um ein benachbartes Dach flatternden Tauben. Da fiel ihr Blick unwillkürlich wieder auf das Manuscript und sie dachte, daß sie doch wissen müsse, was darin stehe. Sie las wie folgt:

IV.

Ein Herz unter einem Stein.

Die Reduktion des Weltalls auf ein einziges Wesen und das Erheben eines einzigen Wesens bis zu Gott ist — Liebe.

* * *

Liebe ist der Gruß der Engel in den Sternen.

* * *

Wie betrübt ist doch die Seele, wenn sie durch die Liebe betrübt wird.

Welch eine Leere verursacht die Abwesenheit des Wesens, das für uns allein die Welt ausfüllt.

O! wie wahr ist es, daß das geliebte Wesen Gott wird. Man könnte glauben, daß Gott eifersüchtig darauf würde, wenn der Vater des Alls nicht offenbar die Schöpfung für die Seele und die Seele für die Liebe geschaffen hätte.

* * *

Hienieden genügt ein Lächeln unter einem weißen Crephut mit einem Lilaschleier, um die Seele ins Paradies der Träume einzulassen.

* * *

Gott ist hinter Allem, aber Alles verbirgt ihn. Die Dinge sind schwarz, die Geschöpfe undurchsichtig. Lieben heißt ein Wesen durchsichtig machen.

* * *

Gewisse Gedanken sind Gebete. Es gibt Augenblicke, in welchen die Seele, welche Stellung der Körper sie auch einnehmen mag, auf den Knieen liegt.

* * *

Getrennte Liebende täuschen die Abwesenheit durch tausend chimärische Dinge, die demungeachtet ihre Wirklichkeit haben. Man hindert sie daran, sich zu sehen. Dann schreiben sie sich. Sie machen eine Menge geheimnißvoller Mittel ausfindig, um mit einander zu correspondiren. Sie schicken sich den Gesang der Vögel, den Duft der Blumen, das Lächeln der Kinder, das Licht der Sonne, die Seuf=

zer des Windes, die Strahlen der Sterne, die ganze Schöpfung zu. Liebe ist mächtig genug, die ganze Welt zu ihrem Botendiener zu machen. O Frühling! du bist ein Brief den ich ihr schreibe.

* * *

Die Zukunft gehört noch mehr dem Herzen als dem Geist. Lieben ist das Einzige, womit sich die Ewigkeit befassen, das sie ausfüllen kann. Das Unendliche bedarf des Unerschöpflichen.

* * *

Keine Seele ohne Liebe. Wie jene ist sie ein göttlicher Funke, unbestechlich, untheilbar, unsterblich. Sie ist ein feuriger, unvergänglicher Punkt in uns, den nichts zu löschen vermag. Man fühlt ihn bis ins Mark der Knochen brennen und sieht ihn bis in die Tiefe des Himmels strahlen.

* * *

O Liebe! Anbetung! Wollust zweier Geister, die sich begreifen! zweier Herzen, die sich austauschen! zweier Blicke, die sich durchdringen! Wirst du mich auch beglücken, o Seligkeit? Spaziergänge in der Einsamkeit zu zweien! O, ihr gesegneten, strahlenden Tage! Mitunter träumte mir, daß Stunden sich aus dem Engelleben löften und arme Sterbliche hienieden beglückten.

* * *

Gott kann das Glück derer, die sich lieben, nicht größer machen, als indem er ihm Dauer ohne Ende gewährt. Nach einem Leben voll Liebe eine Ewigkeit voll Liebe, ist in der That ein Zuwachs; aber selbst Gott kann die Größe der unaussprechlichen Glückseligkeit nicht vergrößern, welche Liebe die Seele hienieden vom Anfange ihres Daseins an verleiht. Gott erfüllt den Himmel, wie die Liebe den Menschen.

* * *

Ihr betrachtet einen Stern aus zwei Gründen, weil er leuchtet und unbegreiflich ist. In Eurer Nähe strahlt noch etwas Süßeres und Geheimnißvolleres: das Weib.

* * *

Ihr Alle, wer Ihr auch sein mögt, liebt ein Wesen, ohne das Ihr nicht sein könnt. Wenn es fehlt, fehlt die Luft und man erstickt. Man stirbt. Sterben aus Liebesgram ist schrecklich. Es ist der Erstickungstod der Seele.

* * *

Wenn die Liebe zwei Wesen zu einer himmlischen und heiligen Einheit verschmolzen hat, ist das Geheimniß des Lebens für sie gefunden. Sie sind weiter nichts mehr, als zwei Ausdrücke für ein

und dasselbe Geschick, zwei Schwingen für einen Geist. Liebet und schwingt Euch auf!

* * *

An dem Tage, an welchem ein Weib strahlend an Euch vorübergeht, seid Ihr verloren. Ihr liebt. Dann bleibt Euch nur noch eins übrig: So fest an sie zu denken, daß sie gezwungen ist, an Euch zu denken.

* * *

Was die Liebe beginnt, kann nur Gott vollenden.

* * *

Wahre Liebe wird durch einen verlorenen Handschuh oder ein gefundenes Schnupftuch zur Verzweiflung oder zum Entzücken gebracht und es bedarf für ihre Hingebung und ihre Hoffnungen nicht weniger, als der Ewigkeit. Sie besteht zugleich aus dem unendlich Großen und dem unendlich Kleinen.

* * *

Wenn Du Stein bist, so sei ein Magnetstein, wenn Du eine Pflanze bist, so sei eine Seepflanze, wenn Du ein Mensch bist, so sei Liebe.

* * *

Der Liebe genügt nichts. Hat man das Glück, so will man das Paradies; hat man das Paradies, so will man den Himmel. O Ihr, die Ihr liebt, Alles dies ist in der Liebe; versteht nur, es zu finden. Die Liebe hat eben so viel, wie der Himmel, die Beschauung; aber außer dieser noch die Wollust.

* * *

Kommt sie noch nach dem Luxembourg? — Nein, mein Herr. — Nicht wahr, in dieser Kirche hört sie noch die Messe? — Sie kommt nicht mehr her. — Wohnt sie noch immer in diesem Hause? — Sie ist ausgezogen. — Wohin? — Das hat sie nicht gesagt.

Mein Gott, wie traurig ist es doch, wenn man nicht weiß, wo seine Seele wohnt.

* * *

Die Liebe hat Kindereien, die andern Leidenschaften haben Kleinlichkeiten. Schmach den Leidenschaften, die den Menschen klein, Ehre denen, die ihn zum Kinde machen.

* * *

Es ist etwas ganz Eigenthümliches, wissen Sie das wohl. Ich bin in dunkler Nacht. Es gibt ein Wesen, welches, indem es fortgegangen ist, den Himmel mitgenommen hat.

* * *

Seite an Seite, Hand in Hand in demselben Grabe liegen und

von Zeit zu Zeit in der Finsterniß sanft einen Finger liebkosen, das würde mir für eine Ewigkeit genügen.

* * *

Ihr, die Ihr leidet, weil Ihr liebt, liebt noch mehr. Vor Liebe sterben ist in Liebe leben.

* * *

Liebe. Eine dunkle, gestirnte Verklärung ist mit dieser Todesstrafe verbunden. In dem Todeskampfe liegt Entzücken.

* * *

O, die Freude der Vögel! weil sie das Nest haben, deshalb haben sie den Gesang.

* * *

Die Liebe ist das himmlische Einathmen der Paradiesesluft.

* * *

Ihr tiefen Herzen, ihr weisen Geister, nehmt das Leben, wie es Gott geschaffen hat; es ist eine lange Parole, eine nicht zu verstehende Vorbereitung zu dem Geschick. Dieses Geschick, das wahre, beginnt für den Menschen auf der ersten Stufe des Innern Grabes. Dann erscheint ihm etwas und er beginnt das Endliche zu unterscheiden. Das Endliche, errinnert Euch dieses Wortes. Die Lebenden sehen das Unendliche; das Endliche wird nur den Todten sichtbar. Unterdessen liebet, leidet, hoffet und beschauet. Wehe dem, der nur Körper, Formen, Schein geliebt hat. Ihm nimmt der Tod Alles. Strebt dahin, Seelen zu lieben; die werdet Ihr wiederfinden.

* * *

Ihr begegnet auf der Straße einem jungen, sehr armen Manne, welcher liebte. Sein Hut war alt, sein Kleid abgetragen, an den Ellenbogen geflickt; durch seine Schuhe drang das Wasser, durch seine Seele die Sterne.

* * *

Wie groß ist es doch, geliebt zu sein; wie viel größer ist es aber noch, zu lieben. Das Herz wird heroisch durch die Leidenschaft. Es besteht nur noch aus Reinem; es stützt sich nur noch auf Erhabenes, Großes. Ein unwürdiger Gedanke kann in ihm eben so wenig aufkeimen, als eine Nessel auf einem Gletscher. Die hohe, reine Seele, unzugänglich den Leidenschaften und den gemeinen Erregungen, die Wolken und den Schatten dieser Welt eben so beherrschend, wie die Thorheiten, die Lügen, den Haß, die Eitelkeiten, das Elend, wohnt in dem Blau des Himmels und empfindet die tiefen, unteren Erschütterungen des Geschicks nur so, wie die Gipfel der Berge die Erschütterungeu der Erde empfinden.

* * *

Wenn es „Niemanden" gäbe, der liebt, würde die Sonne erlöschen.

V.

Cosette nach dem Briefe.

Cosette versank bei dem Lesen allmälig in süße Träumerei. In dem Augenblicke, wo sie das Auge von der letzten Zeile des Geschriebenen erhob, ging der junge Offizier triumphirend an dem Gitter vorüber. Es war dies seine gewöhnliche Zeit. Cosette fand ihn scheußlich. Sie betrachtete das kleine Heft von Neuem. Es war, wie sie meinte, reizend geschrieben, von einer Hand, aber mit verschiedener Dinte, bald sehr schwarz, bald blaß, als wenn man eben frische Dinte in das Dintenfaß gegossen hat; die Schrift war also an verschiedenen Tagen geschrieben. Es war ein Gedanken, welcher in derselben entwickelt war, Seufzer für Seufzer, unregelmäßig, ohne Wahl, ohne Zweck, auf gut Glück. Cosette hatte nie etwas Aehnliches gelesen. Diese Schrift, in welcher sie mehr Helle als Dunkelheit sah, machte auf sie den Eindruck eines geöffneten Heiligthums. Jede einzelne dieser geheimnißvollen Linien strahlte vor ihren Augen und erfüllte ihr Herz mit einem wunderbaren Lichte. Die Erziehung, die sie erhalten, hatte ihr immer von der Seele und niemals von der Liebe gesprochen, so wie Jemand, der immer von dem Feuerbrand, aber nie von der Flamme spricht. Dieses Manuscript von fünfzehn Blättern offenbarte ihr plötzlich und sanft alle Liebe, den Schmerz, das Geschick, das Leben, den Anfang und das Ende. Es war, wie eine Hand, die sich geöffnet und ihr mit einem Male eine Hand voll Strahlen zugeworfen hatte. Sie fühlte in diesen wenigen Linien eine leidenschaftliche, glühende, hochherzige, edle Natur, einen heiligen Willen, einen unendlichen Schmerz und eine unendliche Hoffnung, ein gedrücktes Herz, ein entwickeltes Entzücken.

Was aber war denn dieses Manuscript? Ein Brief. Ein Brief ohne Adresse, ohne Namen, ohne Datum, ohne Unterschrift, drängend und doch uninteressirt, ein aus Wahrheiten zusammengesetztes Räthsel, eine Liebesbotschaft, bestimmt, um durch einen Engel überbracht und von einer Jungfrau gelesen zu werden, ein außerhalb der Erde gegebenes Stelldichein, ein Liebesbrief eines Gespenstes an einen Schatten. Es war ein ruhiger, niedergedrückter Abwesender, der bereit schien, sich in den Tod zu flüchten und der den Abwesenden das Geheimniß des Geschickes, den Schlüssel des Lebens sendet, — die Liebe. Der Brief war geschrieben mit dem Fuß im Grabe und den Fingern im Himmel. Diese Linien, welche so eine nach der andern auf dieses Papier gefallen waren, hätte man eigentlich Tropfen der Seele nennen können.

Von wem aber konnten diese Blätter kommen? wer konnte sie geschrieben haben?

Cosette war nicht einen Augenblick darüber in Zweifel. Nur ein Mann.

Er.

Es war wieder Licht geworden in ihrem Geiste; Alles war wieder erschienen. Sie empfand eine unbeschreibliche Freude und eine tiefe Angst. Er war es, Er hatte an sie geschrieben, Er war da. Sein Arm hatte sich durch das Gitter gestreckt. Während sie Ihn vergaß, hatte Er sie wiedergefunden. Aber, hatte sie ihn denn einen Augenblick vergessen? Nein, niemals. Sie war wahnsinnig gewesen, dies nur einen Augenblick geglaubt zu haben. Sie hatte ihn ja immer geliebt, ihn immer angebetet. Das Feuer war bedeckt gewesen und hatte einige Zeit unter der Asche geschlummert; aber sie sah jetzt ein, daß es nur weiter vorwärts sich einen Weg gebahnt hätte und jetzt brach es von Neuem aus und entzündete sie ganz und gar. Dieses Heft war wie ein Funke, der aus jener andern Seele in die ihrige gefallen war. Sie fühlte, daß der Brand wieder begann. Sie nahm jedes Wort des Manuscripts in sich auf: — Ja, sagte sie zu sich selbst, ich erkenne das Alles wieder. Alles das hatte ich schon in seinen Augen gelesen.

Als sie dasselbe zum dritten Male durchgelesen hatte, ging der Lieutenant Theodule wieder an dem Gitter vorbei und klirrte mit den Sporen. Cosette war gezwungen, die Augen aufzuschlagen. Sie fand, daß er fade, kleinlich, kindisch, unnütz, lächerlich, unangenehm, impertinent und sehr häßlich sei. Der Offizier hielt es für seine Schuldigkeit, ihr zuzulächeln. Sie wandte sich beschämt und entrüstet ab. Sie hätte ihm etwas an den Kopf werfen mögen.

Sie entfernte sich rasch kehrte in das Haus zurück und schloß ihre Thüre ab, um das Manuscript wieder zu lesen, um es auswendig zu lernen, um zu denken. Als sie es recht oft gelesen hatte, küßte sie es und steckte es in den Busen.

Cosette war wieder in die tiefe Liebe der Seraphen versunken. Der Abgrund Eden hatte sich wieder geöffnet.

Cosette war den ganzen Tag in einer Art von Verwirrung. Kaum, daß sie dachte; ihre Gedanken waren wie ein verwickelter Knäuel in ihrem Gehirn, sie konnte zu keinem Schluß kommen, sie hoffte inmitten eines Bebens; und was hoffte sie? Etwas Unbestimmtes. Sie wagte nicht, sich etwas zu versprechen und wollte sich nichts verweigern. Ihr Gesicht wurde von Zeit zu Zeit blaß, ihr Körper bebte dann und wann. Zuweilen war es ihr, als ob sie in das Chimärische hineintrete; sie fragte sich: ist das Wirklichkeit? Dann fühlte sie nach dem geliebten Papier unter ihrem Gewande,

sie drückte es an ihr Herz sie fühlte die Ecken desselben auf ihrem Fleische und hätte Jean Valjean sie in diesem Augenblicke gesehen, so würde er vor dieser leuchtenden, unbekannten Freude gezittert haben, die aus ihren Augen strahlte. — Ja, ja dachte sie. Er ist es! Dies kommt von Ihm für mich. — Und dann dachte sie sich, daß eine Einmischung der Engel, ein himmlischer Zufall Ihn ihr wiedergegeben habe.

Oh, Verklärung der Liebe! Oh Träume! diese Einmischung der Engel war die Brodkugel, welche ein Dieb dem anderen vom Hofe Carls des Großen nach der Löwengrube über die Dächer von La Force zuwirft.

VI.

Die Alten sind dazu da, um zur rechten Zeit auszugehen.

Als der Abend gekommen war, ging Jean Valjean aus; Cosette zog sich an. Sie machte ihre Haare, wie sie ihr am Besten standen und zog ihr Kleid an, dessen Taille einen Schnitt der Scheere zu viel erhalten hatte und deshalb den Anfang des Halses sehen ließ. Junge Mädchen nennen das „ein wenig indecent." Aber es war nicht im Geringsten indecent; es war nur etwas hübscher, als wenn es anders gewesen wäre. Sie machte diese Toilette, ohne selbst zu wissen, weshalb.

Wollte sie ausgehen?

Nein.

Erwartete sie einen Besuch?

Nein.

Als die Dämmerung eintrat, ging sie in den Garten hinab. Die Toussaint war in der nach dem Hinterhofe hinausgehenden Küche beschäftigt.

Sie ging ganz ruhig unter den Zweigen hin, die sie, weil sie zum Theil sehr tief hingen, von Zeit zu Zeit mit den Händen zurückbog.

So kam sie nach der Bank.

Der Stein lag noch auf demselben Platze.

Sie setzte sich und legte ihre kleine weiße Hand auf den Stein, als wolle sie ihn liebkosen und ihm danken.

Plötzlich hatte sie die unbeschreibliche Empfindung, die man an sich bemerkt, wenn Jemand hinter einem steht, selbst wenn man ihn auch nicht sieht. Sie wandte den Kopf um und richtete sich auf.

Es war Er.

Er war unbedeckten Hauptes, sah blaß und abgemagert aus. Sein schwarzes Kleid war kaum zu unterscheiden.

Die Abenddämmerung deckte seine schöne Stirn und verbarg

seine Augen. Er hatte unter einem Schleier unbeschreiblicher Sanftmuth etwas von der Nacht und vom Tode an sich. Sein Gesicht war erleuchtet durch die Helle des sterbenden Tages und durch den Gedanken einer scheidenden Seele.

Es schien, als sei er noch nicht Gespenst, aber schon nicht mehr Mensch. Sein Hut lag einige Schritte seitwärts im Gebüsch.

Cosette, einer Ohnmacht nahe, stieß keinen Schrei aus. Sie trat langsam zurück, denn sie fühlte sich angezogen. Er rührte sich nicht. Sie fühlte von etwas Unaussprechlichem und Traurigem, welches sie einhüllte, den Blick seiner Augen, die sie nicht sah.

Cosette stieß beim Zurücktreten auf einen Baum, an welchen sie sich lehnte. Ohne diesen wäre sie zu Boden gefallen. Dann hörte sie seine Stimme, diese Stimme, welche sie noch nie vernommen hatte, die sich kaum über das Geräusch der Blätter erhob und welche ihr zuflüsterte:

Vergeben Sie mir; ich bin hier. Mein Herz wollte mir zerspringen, ich konnte so nicht mehr leben, und ich bin gekommen. Haben Sie gelesen, was ich hier auf die Bank gelegt habe; kennen Sie mich wohl wieder? Haben Sie keine Furcht vor mir. Es ist schon lange her, erinnern Sie sich wohl noch des Tages, wo Sie mich angesehen haben; es war im Luxembourg, nahe beim Gladiator. Und der Tage, an welchen Sie bei mir vorübergingen? es war am 18. Juni und am 2. Juli. Es wird bald ein Jahr her sein. Es ist sehr lange her, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen habe. Ich habe die Stuhlvermietherin gefragt; sie sagte mir, daß sie Sie nicht mehr sehe. Sie wohnten in der Straße de l'Ouest, vorne heraus im dritten Stock, in einem neuen Hause; sehen Sie, daß ich es weiß. Ich folgte Ihnen. Was hatte ich denn auch sonst zu thun? Dann waren Sie verschwunden. Einmal, — es war unter den Arkaden des Odeons, wo ich Zeitungen las — glaubte ich Sie vorbeigehen zu sehen. Ich lief. Aber nein. Es war eine Dame, die einen Hut trug, wie Sie ihn trugen. Des Nachts komme ich hierher. Fürchten Sie nichts; Niemand sieht mich. Ich betrachte Ihr Fenster in der Nähe. Ich trete sehr leise auf, damit Sie mich nicht hören sollen; Sie möchten sonst Furcht haben. Neulich Abends stand ich hinter Ihnen. Sie sahen sich um und ich entfloh. Einmal habe ich Sie singen hören. Ich war glücklich. Nicht wahr, das stört Sie nicht, wenn ich Sie durch die Läden hindurch singen höre? Das kann Ihnen ja auch nicht schaden, nicht wahr? Sehen Sie, Sie sind mein Engel; lassen Sie mich zuweilen kommen; ich glaube so, daß ich bald sterben werde. Wenn Sie es wüßten, wie ich Sie anbete. Vergeben Sie mir, ich spreche mit Ihnen, ich weiß nicht, was ich Ihnen sage, ich mache Sie vielleicht böse; mache ich Sie böse?

Oh, meine Mutter, sagte sie.

Und sie sank zusammen, als wenn sie sterben wollte. Er hielt sie, sie fiel, er nahm sie in seine Arme, er drückte sie fest an sich, ohne zu wissen, was er that. Er hielt sie, selbst schwankend. Es war, als ob sein Kopf voll Rauch sei; Blitze zuckten aus seinen Wimpern, seine Gedanken verwirrten sich; es war ihm, als ob er eine religiöse Handlung erfüllte und eine Einweihung beginge. Kein Gedanke von Sinnlichkeit kam in sein Herz, obgleich er die Form dieser reizend schönen Frau an seiner Brust fühlte. Er war in Liebe verloren.

Sie ergriff seine Hand und legte sie auf ihr Herz. Er fühlte das Papier auf demselben.

Du liebst mich also? stammelte er.

Mit einer Stimme, so leise, daß sie nur ein Hauch war, daß man sie kaum hörte, erwiederte sie:

Schweig, Du weißt es ja.

Und sie verbarg ihr erröthendes Antlitz an dem Busen des stolzen, trunkenen jungen Mannes.

Er fiel auf die Bank; sie neben ihn. Sie hatten keine Worte mehr. Die Sterne begannen zu funkeln. Wie kam es, daß ihre Lippen sich fanden? Wie kommt es, daß der Vogel singt, daß der Schnee schmilzt, daß die Rose sich öffnet, daß der Mai Alles entfaltet, daß die Morgenröthe erbleicht hinter den schwarzen Bäumen auf dem schauernden Gipfel der Hügel?

Ein Kuß; das war Alles.

Beide zitterten; sie betrachteten sich mit funkelnden Augen in der Dunkelheit.

Sie empfanden nicht die kühle Nacht, nicht den kalten Stein, nicht die feuchte Erde, nicht das nasse Gras; sie sahen sich an und ihre Herzen waren voller Gedanken. — Sie hielten sich an der Hand und wußten es nicht. — Sie fragte ihn nicht, sie dachte nicht einmal daran, wie er in den Garten gekommen sei. Ihr schien es ganz einfach, daß er da sei.

Von Zeit zu Zeit berührte das Knie von Marius das von Cosette; dann zuckten Beide zusammen. Zuweilen stammelte Cosette ein Wort. Ihre Seele zitterte auf ihren Lippen, wie ein Thautropfen auf einer Rose.

Nach und nach fingen sie an, mit einander zu sprechen. Dem Schweigen, welches die Fülle ist, folgt die Herzensergießung. Die Nacht war heiter und prachtvoll über ihrem Haupte. Diese beiden engelreinen Wesen sagten sich Alles, ihre Träume, ihren Rausch, ihr Entzücken, ihre Chimären, ihre Schwächen, wie sie aus der Ferne angebetet, wie sie sich ersehnt, wie sie in Verzweiflung gewesen, als sie sich nicht mehr gesehen hatten. In einer ideellen Vertraulichkeit

die nicht mehr größer werden konnte, theilten sie einander mit, was sie Geheimstes, Verborgenstes wußten. Mit wahrhaft reinem Glauben an ihre Illusionen erzählten sie sich Alles, was Liebe, Jugend und die ihnen noch gebliebene Kindlichkeit ihnen eingab. Diese beiden Herzen ergossen sich eins in das andere, so daß nach Verlauf einer Stunde das junge Mädchen die Seele des jungen Mannes, der junge Mann die Seele des jungen Mädchens besaß. Sie durchdrangen, sie bezauberten, sie blendeten sich.

Als sie geendigt, als sie sich Alles gesagt hatten, lehnte sie ihren Kopf auf seine Schulter und fragte ihn:

Wie heißt Du?

Ich heiße Marius, sagte er. Und Du?

Ich heiße Cosette.

Sechstes Buch.

Der kleine Gavroche.

I.

Boshafter Streich des Windes.

Seit dem Jahre 1823, während die Garküche in Montfermeil immer tiefer, nicht in den Abgrund eines Bankerotts, aber in den Kloak kleiner Schulden versank, waren den Eheleuten Thénardier noch zwei Kinder, beide männlichen Geschlechts, geboren. Es waren also fünf im Ganzen: zwei Töchter und drei Knaben. Das war freilich viel.

Die Thénardier hatte sich der beiden letzten, noch ganz klein und jung, mit ganz besonderem Glücke entledigt.

Entledigt ist das richtige Wort. Bei dieser Frau war nur noch ein Fragment Natur vorhanden. Es ist dies ein Phänomen, aber nicht ohne Beispiel. Wie die Frau Marschall von Lamotte-Haudancourt, so war auch die Thénardier nur Mutter bis zu ihren Töchtern. Bei ihnen hörte ihre Mutterschaft auf; bei ihren Söhnen fing ihr Haß gegen das Menschengeschlecht an. Nach ihren Söhnen hin erreichte ihre böse Natur ihren Gipfel und ihr Herz hatte an diesem Punkte einen finsteren, jähen Abhang. Wie man bereits gesehen hat, verabscheute sie den ältesten; die beiden anderen verwünschte sie. Weshalb? Darum. Das furchtbarste Motiv und die Antwort, über welche am wenigsten gestritten werden kann, ist? Darum!

Ich brauche keinen Haufen Kinder, sagte diese Mutter.

Wie aber hatten es die Thénardier angefangen, diese beiden letzten Kinder los zu werden, und zwar so, daß sie noch Vortheil davon hatten?

Die Magnon, das Mädchen, von welchem wir kürzlich gesprochen haben, war dieselbe, welcher es gelungen war, die beiden Kinder, welche sie hatte, durch Hülfe des alten Gillenormand wieder zu sich nehmen zu können. Sie wohnte am Quai des Célestins, an der Ecke der alten Straße Petit-Muse, welche alles Mögliche gethan hat, um den schlechten Geruch, in welchem sie stand, in einen guten zu verwandeln. Man wird sich vielleicht der großen Bräune-Epidemie erinnern, welche vor 35 Jahren die am Wasser belegenen Viertel von Paris verwüstete, und welche die Wissenschaft damals benutzte, um in großartiger Weise Versuche mit dem Einblasen von Alaun zu machen, statt welches man heute Einreibungen von Jod verwendet.

In dieser Epidemie verlor die Magnon an einem Tage, den einen des Morgens, den andern des Abends, ihre beiden noch ganz jungen Knaben. Das war ein harter Schlag. Diese beiden Kinder waren ihrer Mutter sehr werth; sie repräsentirten 80 Franken monatlich. Diese 80 Franken wurden für Herrn Gillenormand durch dessen Geschäftsführer, Herrn Barge, einen ehemaligen Gerichtsvollzieher in der Straße Roi-de-Sicile, sehr regelmäßig bezahlt. Mit dem Tode der Kinder war auch diese Rente begraben. Die Magnon suchte nach einem Auskunftsmittel. In dieser dunklen Freimaurerei des Bösen, zu welcher sie ebenfalls gehörte, weiß man Alles, bewahrt man einander das Geheimniß und hilft sich gegenseitig. Die Magnon mußte zwei Kinder haben; die Thénardier hatte zwei, von demselben Alter und demselben Geschlecht. Ein gutes Hülfsmittel für die Eine, ein gutes Unterbringen für die Andere. Die kleinen Thénardier wurden die kleinen Magnon.

Die Magnon zog vom Quai des Célestins fort nach der Straße Cloche-Perce. In Paris reißt die Identität, welche ein Individuum an sich selbst knüpft, wenn dasselbe von einer Straße nach einer andern zieht.

Der Civilstand, dem keine Anzeige gemacht war, machte keine Einwendung, und so machte sich die Unterschiebung auf die leichteste Weise von der Welt. Nur die Thénardier verlangte für ihre Kinder 10 Franken monatlich, welche die Magnon versprach und auch bezahlte.

Herr Gillenormand entledigte sich selbstredend seiner Verpflichtung nach wie vor. Alle sechs Monate besuchte er die Kleinen einmal. Er bemerkte den Tausch nicht.

Wie ähnlich sie Ihnen sehen, Herr Gillenormand, sagte die Magnon zu ihm.

Thénardier, dem solche Veränderungen leicht wurden, benutzte diese Gelegenheit, um Jondrette zu werden. Seine beiden Töchter

und Gavroche hatten kaum Zeit gehabt, zu bemerken, daß sie zwei kleine Brüder hatten. Wenn das Elend bis zu einem gewissen Grade gediehen ist, so wird man von einer Art gespenstiger Gleichgültigkeit ergriffen und man sieht die Wesen nur wie Larven. Die Euch am nächsten Stehenden sind Euch oft nur Formen eines Schattens, kaum unterscheidbar in dem nebligten Hintergrunde des Lebens und sehr leicht vermischt mit dem Unsichtbaren.

Am Abend des Tages, wo die Thénardier ihre beiden Kleinen der Magnon überliefert hatte und zwar mit dem ganz entschiedenen Willen, für immer auf dieselben zu verzichten, hatte dieselbe, oder stellte sich wenigstens so, ein Bedenken. Sie hatte zu ihrem Manne gesagt: Aber das heißt ja doch seine Kinder verlassen. Thénardier mit der Würde und dem Phlegma einer Magistratsperson beseitigte das Bedenken mit dem Worte: Jean Jacques Rousseau hat es noch besser gemacht.

Das Bedenken der Mutter machte einer Unruhe Platz:

Wenn uns aber die Polizei dieserhalb Schererei machen sollte? Ist denn das, was wir gethan haben, auch wohl erlaubt, Herr Thénardier?

Alles ist erlaubt, erwiederte dieser. Uebrigens wird Jeder dies in rosigem Lichte betrachten, und außerdem sieht auch Niemand nach Kindern, die keinen Pfennig besitzen.

Die Magnon war eine Art von Elegantin im Verbrechen. Sie machte hübsche Toilette. Sie bewohnte ihre, auf eine gesuchte miserable Weise meublirte Wohnung gemeinschaftlich mit einer klugen englischen, französirten Diebin. Diese Engländerin, eine naturalisirte Pariserin, empfehlenswerth wegen ihrer sehr reichen Verwandten, sehr genau verflochten mit den Medaillen der Bibliothek und den Diamanten von Mademoiselle Mars wurde später in den gerichtlichen Akten berühmt. Man nannte sie: „Fräulein Miß.“

Die beiden Zöglinge der Magnon hatten sich nicht zu beklagen. Empfohlen durch die 80 Franken monatlich, wurden sie sorgsam behandelt, wie Alles, was man ausbeutet; sie wurden nicht schlecht gekleidet, nicht schlecht genährt und fast wie „kleine Herren“ behandelt; sie hatten es viel besser bei der falschen Mutter, wie bei der wahren. Die Magnon spielte die vornehme Dame und sprach nur in der Diebessprache in ihrer Gegenwart.

So vergingen einige Jahre. Thénardier prophezeite hieraus alles Gute.

Eines Tages, als Magnon ihm die zehn Franken brachte, sagte er zu dieser:

„Der Vater“ müßte ihnen aber doch eigentlich eine Erziehung geben.

Plötzlich wurden diese armen, bis dahin noch so ziemlich gut gehaltenen Kinder auf eine ungestüme Weise in das Leben hinausgeworfen und gezwungen, dieses zu beginnen.

Eine Massenverhaftung von Uebelthätern, wie die in der Wohnung Jondrette's, welche immer nothwendiger Weise von späteren Ermittelungen und Verhaftungen begleitet, ist ein wahres Unglück für diese scheußliche Galgen-Gesellschaft, welche im Verborgenen in der öffentlichen Gesellschaft lebt. Ein Ereigniß dieser Art zieht immer alle Arten von Fall und Sturz in dieser dunkeln Welt nach sich.

Die Catastrophe von Thénardier rief die Catastrophe von Magnon hervor.

Eines Tages, kurze Zeit nachher, nachdem Magnon Eponinen den Zettel wegen der Straße Plumet gegeben hatte, wurde plötzlich in der Straße Cloche-Perce eine polizeiliche Recherche vorgenommen: Magnon wurde verhaftet, Fräulein Miß ebenfalls und Alles, was irgend im Hause war, wurde mitgenommen. Die beiden Knaben spielten während der Zeit auf dem Hinterhofe und sahen nichts von der ganzen Razzia. Als sie wieder in das Haus gingen, fanden sie ihre Thüre verschlossen und das Haus leer. Ein gegenüber wohnender Schuhflicker rief sie und gab ihnen ein Papier, welches „ihre Mutter" für sie zurückgelassen hatte. Auf diesem Papier stand eine Adresse: „Herr Barge, Geschäftsführer, Straße Roi-de-Sicile Nro. 8." — Der Schuhflicker sagte zu ihnen: Ihr wohnt nicht mehr hier. Geht dorthin. Es ist hier ganz in der Nähe. Die erste Straße links. Fragt nur und zeigt dies Papier.

Die Kinder machten sich auf den Weg; das älteste führte das jüngste und hielt das Papier in der Hand, welches ihr Führer sein sollte. Es war kalt, die kleinen Fingerchen wurden steif und hielten das Papier nicht mehr recht fest. An der Ecke der Straße Cloche-Perce riß ein Windstoß es ihm fort, und da es bereits dunkel war, konnte das Kind es nicht wieder finden.

Sie irrten nun auf gut Glück in den Straßen umher.

II.

In welchem der kleine Gavroche seinen Nutzen von Napoleon dem Großen zieht.

Der Frühling in Paris ist sehr häufig von diesen heftigen, kalten Winden unterbrochen, in denen man nicht grade erfriert, aber doch sehr friert; diese Winde welche die schönsten Tage verderben, wirken gerade wie dieser kalte Luftzug, der durch die Fensterritzen oder eine nicht gut schließende Thür in ein warmes Zimmer dringt. Es scheint, als ob die dunkle Thür des Winters halb offen geblieben sei und daß der Wind durch dieselbe komme. Im Frühjahr 1832, in welchem

die erste große Epidemie dieses Jahrhunderts ausbrach, waren diese Winde kälter und schneidender wie jemals. Es war eine noch eisigere Thür, als die des Winters, welche offen geblieben war; es war die Thür des Grabes. Man fühlte in diesem Winde den Athem der Cholera.

Vom meteorologischen Standpunkte aus hatten diese Winde das Eigenthümliche, daß sie eine sehr starke elektrische Spannung nicht ausschlossen. Heftige Unwetter, begleitet von Blitzen und Donner, waren in dieser Zeit nicht selten.

Eines Abends, als dieser Wind so rauh wehte, daß man glaubte, der Januar sei noch einmal wiedergekommen und wo die guten Bürger ihre Mäntel wieder herausgenommen hatten, stand der kleine Gavroche, immer vergnügt in seinen Lumpen frierend, wie in Verzückung vor dem Laden eines Perückenmachers und Barbiers in der Straße l'Orme-Saint-Gervaes. Er hatte einen wollenen Frauen-Shawl, den er Gott weiß woher hatte, wie ein Cache-nez umgebunden. Der kleine Gavroche schien in tiefe Bewunderung einer Braut von Wachs in ausgeschnittenem Kleide und einen Kranz von Orangeblüthen im Haar, welche sich hinter dem Ladenfenster hin und her drehte, und zwischen zwei Gasflammen den Vorübergehenden ihr süßes Lächeln zuschickte, versunken; in Wirklichkeit aber betrachtete er den Laden, um zuzusehen, ob er nicht aus dem Vorfenster ein Stück Seife „greifen"*) könne, welches er nachher für einen Sou an einen Friseur in der Vorstadt verkaufen könnte. Es kam ihm häufig vor, daß so ein „Stück" sein Frühstück machte. Er nannte diese Art von Arbeit, für welche er Talent hatte, „den Barbieren einen Bart machen."

Indem er so die Braut betrachtete und nach dem Stück Seife schielte, murmelte er zwischen den Zähnen: Dienstag — nein, es ist nicht Dienstag. — Oder ist es doch Dienstag? Vielleicht ist es Dienstag. — Ja, es ist Dienstag.

Man hat nie recht erfahren, was eigentlich das Selbstgespräch bedeuten sollte. Wenn es vielleicht zufällig auf das letzte Mal Bezug hatte, wo Gavroche zu Mittag gegessen hatte, so lagen drei Tage dazwischen, denn es war Freitag.

Der Barbier rasirte in seinem durch einen guten Ofen durchheizten Zimmer einen Kunden, und warf von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf diesen Feind, auf diesen kecken, halb erfrorenen Straßenjungen, der die beiden Hände in seinen Hosentaschen hatte, dessen Geist aber bestimmt ganz wo anders umherspazierte.

---

*) stehlen.

Während Gavroche die Braut, das Schaufenster und die Windsor-Soap betrachtete, öffneten zwei Kinder von nicht gleicher Größe, ziemlich hübsch angezogen und noch kleiner wie er — das eine schien sieben, das andere fünf Jahre alt zu sein — schüchtern die Ladenthür, traten in diesen hinein und baten um etwas, vielleicht um ein Almosen, in einem klagenden Tone, der mehr einem Winseln als einem Bitten glich. Sie sprachen Beide zu gleicher Zeit, aber ihre Worte waren unverständlich, weil Schluchzen die Stimme des jüngsten unterbrach und die Zähne des älteren vor Frost klapperten. Der Barbier wandte sich mit einem wüthenden Gesicht um und ohne sein Rasirmesser wegzulegen, stieß er den Aeltesten mit der linken Hand, den Jüngsten mit dem Knie auf die Straße und brummte, indem er seine Thür wieder zumachte:

So um nichts und wieder nichts Einem die Stube kalt machen

Die beiden Kinder machten sich weinend wieder auf den Weg. Inzwischen fing es an zu regnen. Der kleine Gavroche lief ihnen nach und fragte sie: Na, Jungens, was fehlt Euch denn?

Wir wissen nicht, wo wir die Nacht bleiben sollen, antwortete der Aelteste.

Weiter nichts? sagte Gavroche. Das ist wohl was Rechtes. Wer wird darum weinen? Sind das Nestkuken!

Und mit einer affectirten Ueberlegenheit setzte er in dem zärtlichen Tone eines gutmüthigen Beschützers hinzu:

Na, Aeffchen, kommt mit mir.

Ja, mein Herr, erwiederte der Aelteste.

Und die beiden Kinder folgten ihm, als wäre er ein Erzbischof gewesen. Sie hatten aufgehört zu weinen.

Gavroche ging mit ihnen die Straße Saint-Antoine in der Richtung nach der Bastille zu hinauf. Von Zeit zu Zeit warf er einen verächtlichen, halb wüthenden Blick zurück auf den Laden des Barbiers.

Der hat kein Herz im Leibe, brummte er vor sich hin; so ein Stockfisch. Das ist ein Engländer.

Ein Mädchen, welches sie so alle drei hinter einander hergehen sah, Gavroche an der Spitze, brach in ein lautes Lachen aus. Es lag hierin keinen Falls ein Beweis von Achtung vor der Gruppe.

Guten Abend, Mamsell Omnibus, sagte Gavroche.

Einen Augenblick später fiel ihm der Barbier wieder ein. Nein, sagte er, ich habe mich in dem Thier geirrt. Das ist kein Stockfisch, das ist eine Schlange. Na warte, Perückenmacher, ich werde einen Schlosser holen, der Dir eine Schelle anhängen soll.

Der Perückenmacher hatte ihn in eine streitsüchtige Stimmung versetzt. Beim Ueberschreiten eines Rinnsteins redete er eine bärtige

alte Frau, welche einen Besen in der Hand und ein Aussehen hatte, Faust auf dem Brocken zu begegnen, an:

Madame, sagte er, Sie gehen also mit Ihrem Pferde aus?

Gleich darauf bespritzte er die lackirten Stiefel eines Vorübergehenden mit Schmutz.

Dummer Junge; rief dieser wüthend.

Gavroche steckte seine Nase aus dem Shawl:

Worüber beschwert sich der Herr? fragte er.

Nun über Dich.

Das Büreau ist schon geschlossen. Ich nehme keine Beschwerden mehr an.

Als sie die Straße weiter hinaufkamen, bemerkte er unter einem Thorwege eine kleine, halb erfrorene Bettlerin von 13 oder 14 Jahren mit einem so kurzen Röckchen, daß man ihre Kniee sehen konnte. Die Kleine war hierzu doch schon zu groß. So geht es aber zuweilen mit dem Wachsthum. Der Unterrock wird in demselben Augenblick zu kurz, wo die Blöße anfängt unanständig zu werden.

Armes Mädchen! sagte Gavroche. Das hat nicht einmal ein Paar Hosen. Da, nimm das vorläufig.

Und er band das wollene Tuch von seinem Halse und warf es über die nackten, blau gefrornen Schultern der Bettlerin, wo der Cache-nez wieder Shawl wurde.

Die Kleine blickte ihn voller Erstaunen an und empfing den Shawl, ohne ein Wort zu sagen.

Wenn das Elend einen gewissen Grad erreicht hat, so seufzt der Unglückliche in seiner Erstarrung nicht mehr über das Schlimme und dankt nicht mehr für das Gute.

Brr! sagte Gavroche, der jetzt mehr fror, wie der heilige Martinus, der doch wenigstens die Hälfte seines Mantels behalten hatte.

Und nach diesem Brr! fing der Regen an noch stärker herabzuströmen. — Diese schlechten Himmel bestrafen gute Handlungen.

Na, rief Gavroche, was bedeutet denn das? Es fängt wieder an zu regnen. Guter Gott! wenn das so fortgeht, so spiele ich nicht mehr mit.

Und er ging wieder vorwärts.

Das ist egal, sagte er, indem er noch einmal nach der Bettlerin sich umsah, die sich in den Shawl hüllte; da ist doch Eine, die eine famose Schaale hat.

Angeführt! rief er, indem er das Gewölk betrachtete.

Die beiden Kinder gingen dicht hinter ihm.

Als sie bei einem dieser dichten Gitter vorbeigingen, welche einen Bäckerladen anzeigen, denn man stellt das Brod grade wie das Gold hinter eiserne Gitter, — wandte Gavroche sich um:

Wie ist es denn, Püppchen, fragte er: haben wir denn heute zu Mittag gegessen?

Wir haben seit heute Morgen fast gar nichts genossen, erwiederte der Aelteste.

Ihr habt also wohl keinen Vater und keine Mutter mehr? fragte Gavroche mit Majestät.

Entschuldigen Sie, mein Herr, wir haben einen Papa und eine Mama, aber wir wissen nicht, wo sie sind.

Das ist zuweilen besser, als es zu wissen, sagte Gavroche, der ein Denker war.

Wir laufen nun schon zwei Stunden umher, fuhr der Aelteste fort, wir haben alle Haufen an den Ecken durchgesucht, aber wir haben nichts gefunden.

Ja, das weiß ich wohl, entgegnete Gavroche. Die Hunde fressen Alles auf.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

Also wir haben unsere Erzeuger verloren. Wir wissen nicht mehr, was wir damit gemacht haben. Das geht aber nicht so, Jungens. Es paßt sich nicht, wenn Leute Eures Alters so umherlaufen. Nun, man muß sehen, wie man durchkommt.

Uebrigens richtete er keine weiteren Fragen an sie. Keine Wohnung haben, — das war ja nicht von Bedeutung.

Der älteste von den beiden Knaben, der die ganze Sorglosigkeit der Kindheit wieder gefunden hatte, meinte:

Es ist aber doch seltsam. Mama sagte noch zu uns, daß wir am Palmsonntag geweihte Palmen haben sollten.

Unsinn, antwortete Gavroche.

Mama ist eine Dame, die mit Mamsell Miß zusammenwohnt, fuhr der Aelteste fort.

Mir egal, entgegnete Gavroche.

Dabei war er eben stillgestanden und durchstöbert alle die verschiedenen Taschen in seinem Lumpenanzuge. Plötzlich hob er den Kopf auf, mit einem Gesicht, welches eigentlich nur zufrieden aussehen sollte, welches aber wahrhaft triumphirend war.

Nun, nur ruhig, Püppchen, hier ist Abendbrod für drei Mann.

Und er zog einen Sou aus einer der Taschen.

Ohne den beiden Kleinen Zeit zu lassen, sich zu verwundern, stieß er beide vor sich in einen Bäckerladen, legte einen Sou auf das Zahlbrett und rief:

Holla, Garçon! für fünf Centimes Brod!

Der Bäcker, es war der Meister selbst, nahm ein Brod und ein Messer.

Drei Stücke, Garçon! rief Gavroche von Neuem, und setzte mit Würde hinzu:

Wir sind unserer drei.

Und als er sah, daß der Bäcker, nachdem er sich seine drei Esser angesehen hatte, ein Schwarzbrod ergriff, legte er seinen Zeigefinger an die Nase und zog den Athem in einer Weise auf, als hätte er eine Prise von dem Tabak Friedrichs des Großen zwischen den Fingern und rief dem Bäcker halb verächtlich, halb entrüstet die Frage auf:

Na nu?

Nun, erwiederte der Bäcker; dies ist Brod und sehr gutes Brod zweiter Qualität.

Sie wollen wohl sagen „Hans von Geller"*), erwiederte Gavroche ruhig, kalt und höhnisch. Weißbrod, Garçon, „Weißling"!**) ich traktire.

Der Bäcker konnte nicht umhin, zu lachen und indem er das Weißbrod abschnitt, betrachtete er die drei mit einem mitleidigen Blick, welcher Gavroche wieder böse machte.

Na, Meerkatze, sagte er; was begucken Sie uns denn so von oben bis unten? Wollen Sie etwa messen, wie viel Ellen wir hoch sind?

Alle drei, über einander gesetzt, wären nicht viel höher als drei Ellen gewesen.

Als das Brod abgeschnitten war, warf der Bäcker seinen Sou in die Kasse und Gavroche sagte zu den Kindern:

Achelt.***)

Die kleinen Jungen sahen ihn ganz verdutzt an. Gavroche fing an zu lachen.

Das ist wahr, sagte er, daran habe ich nicht gedacht. Das ist noch so klein, das versteht noch nicht.

Und sich zu den Kindern wendend, sagte er:

Nun esset.

Zu gleicher Zeit gab er Jedem von ihnen ein Stück Brod.

Und in der Ueberzeugung, daß der Aeltere, der ihm überhaupt würdiger schien, daß man sich mit ihm unterhalte, einiger besonderen Aufmunterung würdig sei und von aller Befangenheit befreit werden müsse, die ihn vielleicht abhielt, seinen Appetit zu befriedigen, setzte er hinzu, indem er ihm das größte Stück gab:

So, nun packe das in den Tornister.

---

*) Grobes schwarzes Brod.

**) Feines Weißbrod.

***) Esset.

Ein Stück Brod war kleiner, als die beiden andern. Gavroche behielt dies für sich.

Die armen Kinder, und eben so Gavroche, waren hungrig. Während sie tüchtig in das Brod hineinbissen, blieben sie in dem Bäckerladen; der Bäcker, der sein Geld erhalten hatte, sah sie verdrießlich an.

Kommt wieder auf die Straße, sagte Gavroche.

Sie schlugen den Weg nach der Bastille ein.

Von Zeit zu Zeit, wenn sie an einem hell erleuchteten Schaufenster vorübergingen, blieb der Kleinste stehen und sah nach einer Uhr von Blei, welche er an einem Faden um den Hals trug, um zu wissen, wie spät es sei.

Na, der ist noch „witsch",*) sagte Gavroche zu sich selbst; dann murmelte er noch deutlich zwischen den Zähnen vor sich hin: das ist einerlei, wenn ich solche Püppchen hätte, ich würde sie anders halten.

Als sie ihr Stück Brod aufgegessen hatten, waren sie bei der Ecke dieser finsteren Straße des Ballets angekommen, an deren Ende man das niedrige, unheimliche Gitter von „La Force" erblickt.

Sieh, bist Du's, Gavroche? sagte Jemand.

Sieh, bist Du's, Montparnasse? erwiderte Gavroche.

Ein Mann trat an die Kinder heran und dieser Mann war kein Anderer, als der verkleidete Montparnasse, mit einer blauen Brille, aber von Gavroche doch sofort wieder erkannt.

Alle Wetter! fuhr Gavroche fort, Du siehst ja mit Deinem spanisch-fliegen-farbigen „Malbesch"**) und Deiner blauen Brille aus w ehr ein Doktor. Meiner Seel, Du verstehst's.

St! nicht so laut, erwiederte Montparnasse, und zog Gavroche rasch aus dem Licht der erleuchteten Läden.

Die beiden Kleinen folgten maschinenmäßig, indem sie sich immer noch bei der Hand festhielten.

Als sie unter dem schwarzen Gewölbe des Thorweges, geschützt vor allen Blicken und vor dem Regen, waren, fragte Montparnasse:

Weißt Du, wo ich hingehe?

Nach der Abtei von „Dollin",***) erwiederte Gavroche.

Hanswurst! Ich suche Babet auf.

So! entgegnete Gavroche; sie heißt Babet.

Nicht sie, — Er.

Ach so, Babet.

---

*) Dumm, unerfahren.
**) Rock.
***) Richtplatz.

Ja, Babet.

Ich dachte, der wäre „verschütt gegangen.“*)

Er hat „Schiebes gemacht“,**) antwortete Montparnasse.

Und er erzählte Gavroche in aller Eile, daß am Morgen des heutigen Tages Babet, als er nach der Conciergerie transportirt werden sollte, unterwegs entsprungen sei.

Gavroche bewunderte, wie geschickt Babet dies angefangen habe.

Ja, das ist „keß“,***) sagte er.

Indem Gavroche eifrig zuhörte, was Montparnasse ihm erzählte, hatte er demselben seinen Spazierstock aus der Hand genommen, ganz in Gedanken den oberen Theil abgeschroben und ein Dolch war sichtbar geworden.

Ha! rief er, indem er rasch den Dolch wieder verbarg; du hast Deinem Gensdarm Civilkleider angezogen.

Montparnasse kniff das eine Auge zu.

Sapperment, fuhr Gavroche fort; es gibt also wohl etwas mit den „Lampen“.****)

Man kann immer nicht wissen, was passirt, erwiederte Montparnasse mit gleichgültigem Tone. Es ist immer gut, wenn man so eine Nadel bei sich hat.

Was hast Du denn eigentlich heute Nacht vor? fragte Gavroche.

Montparnasse setzte sich auf's hohe Pferd und erwiederte, jede Silbe betonend:

Viel und mancherlei!

Dann änderte er plötzlich die Unterhaltung mit den Worten:

Apropos!

Was denn?

Eine Geschichte von neulich. Denke Dir mal, ich begegne einem Bürger. Er hält mir eine Rede und schenkt mir seine Börse. Ich stecke Beides in meine Tasche. Eine Minute später durchsuche ich meine Tasche; nichts ist mehr darin.

Nur noch die Rede, lachte Gavroche.

Aber wo gehst Du denn jetzt hin? fragte Montparnasse.

Ich will die Kinder da zu Bette bringen, antwortete Gavroche auf seine beiden Schützlinge weisend.

Wo denn?

Nun, bei mir.

Wo ist denn: bei Dir?

---

*) Gefänglich eingezogen.
**) Entsprungen.
***) Klug.
****) Polizeibeamte.

Bei mir.

Hast Du denn eine Wohnung?

Ja gewiß.

Wo denn?

Im Elephanten, sagte Gavroche.

Montparnasse, obgleich er sonst nicht leicht über etwas in Erstaunen gerieth, konnte doch einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken.

Im Elephanten!

Nun ja im Elephanten.

Ist denn das so was Besonderes?

Montparnasse wurde durch diese Frage wieder ruhiger. Es schien, als ob er eine bessere Meinung von der Wohnung Gavroches fassen wolle.

So, sagte er; ist es gut im Elephanten?

Sehr gut, sagte Gavroche. Es ist Alles dicht und fest, und zieht nicht so, wie unter den Brücken.

Aber wie kommst Du denn hinein?

Ich gehe hinein.

Also ist ein Loch darin?

Na, gewiß! Aber Du mußt nicht davon reden. Es ist, zwischen den beiden Vorderfüßen. Die „Fleischmänner" *) haben es noch nicht gesehen.

Haha! Da kletterst Du hinein! Ich verstehe.

Ja, wie man die Hand umdreht; hopp, hopp, und Niemand ist mehr zu sehen. — Für die Kleinen da, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, muß ich eine Leiter haben.

Montparnasse fing an zu lachen.

Nun sag mir mal, wo hast Du denn die Dinger da aufgegabelt?

Das sind kleine Aeffchen, die mir ein Barbier geschenkt hat, erwiderte Gavroche sehr einfach.

Unterdessen war Montparnasse sehr nachdenkend geworden. Du hast mich aber doch sehr leicht erkannt, murmelte er.

Er zog zwei kleine Gegenstände aus der Tasche. Es waren dies zwei kleine mit Baumwolle umwickelte Endchen Federspule, von denen er je eins in jedes Nasenloch steckte. Dies machte ihm eine ganz andere Nase.

Du siehst nun ganz anders aus, sagte Gavroche. Du bist lange nicht mehr so häßlich; Du solltest das immer so machen.

---

*) Polizeispione.

Montparnasse war ein sehr hübscher Junge, aber Gavroche neckte sehr gerne.

Ohne Spaß, sagte Montparnasse, wie findest Du mich nun?

Es war auch eine ganz andere Stimme, die jetzt sprach. Montparnasse war in einem Augenblicke unkenntlich geworden.

So, nun mach einmal den Pollichinelle! rief Gavroche.

Die beiden Kleinen, welche von all' dem, was gesprochen worden, nichts gehört hatten, waren bei dem Worte „Pollichinelle" aufmerksam geworden und sahen Montparnasse mit einem Gemisch von Freude und Bewunderung an.

Unglücklicher Weise war Montparnasse etwas sorgenvoll. Er legte seine Hand auf die Schulter und sagte, jedes Wort betonend:

Höre, Jun g e, was ich Dir jetzt sa g e, wenn ich jetzt auf dem Platze wäre mit einem Hunde und einer ganzen Baga g e und glaub t e, daß es gin g e, daß ich zehn dicke Sous verdienen könnte, dann wäre es möglich, daß ich es nicht abschlü g e zu „malochen" *); aber wir haben heute noch lange nicht Fastnacht.

Diese wunderliche Rede machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Jungen. Er wandte sich rasch um, blickte mit seinen kleinen blitzenden Augen aufmerksam umher und bemerkte, einige Schritte von ihm, einen Polizei-Sergeanten, der ihnen den Rücken zukehrte.

Gavroche ließ ein halb unterdrücktes: Ha, gut! hören und, Montparnasse die Hand schüttelnd, sagte er:

Na, guten Abend; ich gehe nun mit meinen Püppchen nach dem Elephanten. Gesetzt den Fall, Du brauchtest mich heute Nacht, so findest Du mich dort. Ich wohne im Entresol. Es ist kein Portier da. Du brauchst nur nach Herrn Gavroche zu fragen.

Gut, sagte Montparnasse.

Sie trennten sich: Montparnasse ging nach dem Grèveplatz, Gavroche nach der Bastille zu. Der kleine Junge von fünf Jahren, welcher von seinem älteren Bruder fortgezogen wurde, den Gavroche wieder zog, wandte noch mehrmals den Kopf, um „Pollichinelle" nachzusehen.

Die verworrene Rede, durch welche Montparnasse Gavroche auf die Anwesenheit eines Polizeisergeanten aufmerksam gemacht hatte enthielt keinen andern Talisman, als die fünf- oder sechsmal unter verschiedenen Formen vorkommende Endsylbe g e. Diese Endsylbe g e, nicht allein ausgesprochen, sondern künstlich bei den Worten einer Redensart angebracht, bedeutet: w i r m ü s s e n u n s i n A c h t

---

*) Gauklerkunststücke machen.

nehmen; wir dürfen nicht frei reden. Gavroche hatte dies augenblicklich verstanden.

Vor zwanzig Jahren sah man noch in dem südwestlichen Winkel des Bastillen-Platzes nahe bei der Wache des Canals, welcher in den alten Graben der Gefängnißcitadelle hineingegraben war, ein sonderbares Monument, welches wohl schon aus dem Gedächtniß der Pariser verwischt ist, welches aber doch verdiente, einige Spuren in demselben zurückgelassen zu haben, denn es war ein Gedanke des „Mitgliedes des Instituts, Oberbefehlshabers der Armee von Egypten."

Wir sagen: „Monument", obgleich es eigentlich nur die erste Anlage zu einem solchen war. Aber diese erste Anlage selbst, diese prachtvolle Skizze, dieser großartige Kadaver eines Gedankens Napoleons, den zwei oder drei auf einander folgende Windstöße von uns fortgeführt und immer weiter von uns geworfen hatten, diese erste Anlage war historisch geworden und hatte etwas gleichsam Definitives angenommen, welches mit seinem provisorischen Aussehen in Widerspruch stand. — Es war ein 40 Fuß hoher Elephant, von Holz- und Mauerarbeit errichtet, welcher auf dem Rücken seinen Thurm trug, der einem Hause glich, vormals durch einen Anstreicher grün, jetzt durch den Himmel, den Regen und die Zeit schwarz gemalt. In diesem öden, unbedeckten Winkel des Platzes bildeten die breite Stirn des Kolosses, sein Rüssel, seine Fangzähne, sein Thurm, sein ungeheures Hintertheil, seine vier Füße, vier Säulen ähnlich, des Nachts unter dem gestirnten Himmel eine überraschende, furchtbare Silhouette. Man wußte nicht, was das Ganze eigentlich bedeuten sollte. Es war eine Art von Symbol der Kraft des Volkes. Es war finster, räthselhaft, ungeheuer. Es war irgend ein mächtiges furchtbares Phantom, welches neben dem unsichtbaren Gespenst der Bastille stand.

Wenige Fremde besuchten dies Bauwerk, kein Vorübergehender betrachtete es. Es fiel in Ruinen; zu jeder Jahreszeit machten sich große Stücke Mörtel von seinen Seiten los, und verursachten ihm scheußliche Wunden. Die „Aedelin", wie es in dem eleganten Patois heißt, hatten es seit 1814 vergessen. Es stand da in seinem Winkel, trübe, krank, zerfallend, umgeben von einem verfaulenden Gehege, welches betrunkene Kutscher jeden Augenblick beschmutzten; Sprünge zerrissen seinen Leib, eine Latte guckte aus seinem Schwanz hervor, zwischen seinen Beinen sproßte hohes Gras, und da der Platz selbst seit dreißig Jahren durch jene Bewegung, welche den Boden großer Städte unbemerkbar erhöht, ebenfalls höher geworden war, so stand er in einer Tiefe und es schien, als ob die Erde sich unter ihm senkte. Er war schmutzig, verachtet, zurückstoßend und stolz,

häßlich in den Augen der Philister, melancholisch in denen des Denkers. Er hatte etwas von einer Majestät an sich, welche man eben enthaupten will.

Wie wir eben gesagt haben, die Nacht änderte den ganzen Anblick. Die Nacht ist die eigentliche Zeit für den Schatten. So wie es Dämmerung wurde, veränderte sich der alte Elephant ganz und gar; er nahm ein ruhiges, furchtbares Aussehen an in der schauerlichen Heiterkeit der Finsterniß. Selbst aus der Vergangenheit, gehörte er zur Nacht; und diese Dunkelheit paßte zu seiner Größe. Dieses Denkmal, roh, plump, schwer, strenge, ernst, fast ungestalt, aber ganz bestimmt, voller Majestät und von einem erhabenen, wilden Ernst ist verschwunden, um in Ruhe und Frieden eine Art von gigantischem Ofen mit seinem Schornsteine regieren zu lassen, welcher den Platz der alten finsteren Festung mit ihren neuen Thürmen eingenommen hat, ungefähr so wie die Bourgeoisie an die Stelle des Feudalismus getreten ist. Es ist ganz natürlich, daß ein Ofen das Symbol einer Epoche ist, dessen Macht ein Fleischtopf enthält. Auch diese Zeit wird vorübergehen; sie geht bereits vorüber; man fängt bereits an einzusehen, daß, wenn man Kraft in einem Kessel, man doch Macht nur in einem Gehirn haben kann; mit anderen Worten, daß es nicht die Lokomotiven sind, welche die Welt mit sich fortführen und fortreißen, sondern die Gedanken. Es ist gut, die Lokomotiven vor die Gedanken zu spannen; aber man muß nicht das Pferd für den Reiter halten.

Wie dem aber auch immer sei, der Baumeister des Elephanten hatte mit dem Mörtel etwas Großes zu Stande gebracht; dem Architekten der Ofenröhre ist es gelungen, mit Bronze etwas Kleines zu schaffen.

Diese Ofenröhre, welche man mit einem wohlklingenden Namen getauft und die Julisäule genannt hat, dieses verfehlte Monument einer zu früh gebornen Revolution, war im Jahre 1832 noch in ein ungeheures Hemde von Zimmerarbeit eingehüllt, welches wir noch heute bedauern, und außerdem mit einem weiten Bretterzaun umgeben, welcher den Elephanten ganz isolirte.

Nach diesem Winkel des Platzes, welcher von dem Scheine einer ziemlich weit entfernten Straßen = Laterne spärlich erleuchtet war, führte Gavroche seine beiden „Püppchen.“

Man erlaube uns, daß wir uns hier einen Augenblick unterbrechen, um zu bemerken, daß wir die einfache Wahrheit erzählen und daß vor etwa 20 Jahren das Zuchtpolizeigericht über ein Kind zu urtheilen hatte, welches wegen Vagabondirens und Einbruchs in ein öffentliches Monument in Anklage gesetzt war, weil man es im Innern des Elephanten der Bastille schlafend gefunden hatte. Wir ...hren nun fort.

Als sie dem Koloß sich näherten, sah Gavroche ein, daß das unendlich Große einen mächtigen Eindruck auf das unendlich Kleine machen kann, und er sagte:

Na, Jungens, fürchtet Euch nicht.

Dann drängte er sich durch eine Lücke in den Zaun ein, welcher den Elephanten umgab und half den Kindern, ihm nachzukommen. Diese, etwas erschreckt, folgten Gavroche, ohne einen Laut von sich zu geben und vertrauten dieser kleinen Vorsehung in Lumpen, welche ihnen Brod gegeben und ein Nachtlager versprochen hatte. An dem Palisadenzaun lag eine Leiter, welche am Tage zum Gebrauche der auf einem in der Nähe befindlichen Holzplatze beschäftigten Arbeiter diente. Gavroche hob sie mit einer für sein Alter wunderbaren Kraft in die Höhe und lehnte sie gegen einen der Vorderfüße des Elephanten. Am oberen Ende der Leiter sah man eine Art von Loch in dem Leibe des Kolosses.

Gavroche zeigte seinen Gästen die Leiter und das Loch und sagte:

Nun steigt hinauf und hinein.

Die beiden kleinen Knaben sahen sich voller Schrecken an.

Ihr habt wohl gar Furcht, Ihr Hasenfüße, sagte Gavroche. Na, Ihr sollt mal sehen.

Er umklammerte den rauhen Fuß des Elephanten und in einem Augenblick, ohne es der Mühe werth zu halten, sich der Leiter zu bedienen, war er bei dem Loche. Er kroch hinein, wie eine Viper, welche durch eine Spalte gleitet, und gleich darauf sahen die Kinder, eine weißliche, bleiche Form, seinen Kopf aus dem dunklen Loche sich herausstrecken.

Na, Jungens, rief er, nun macht, daß Ihr heraufkommt; Ihr sollt einmal sehen, wie gut es hier ist.

Steig' du zuerst, sagte er zu dem Aeltesten; ich werde Dir die Hand reichen.

Die Kleinen stießen sich mit den Schultern an. Gavroche flößte ihnen Furcht und zu gleicher Zeit Vertrauen ein; übrigens regnete es sehr stark. Der Aelteste faßte Muth. Als der Jüngste seinen Bruder hinaufsteigen und sich allein zwischen den Beinen dieses großen Thieres sah, hatte er Lust zu weinen; aber er wagte es nicht.

Der Aelteste erklomm schwankend die Stufen der Leiter. Gavroche ermuthigte ihn unterwegs durch Redensarten, wie sie ein Fechtmeister bei seinen Schülern, oder ein Maulthiertreiber bei seinen Maulthieren gebraucht.

Nur nicht bange! — So ist's recht! — Immer vorwärts! — Hierher den Fuß! — So, gib mir die Hand! — Nur dreist!

Als er ihn erreichen konnte, ergriff er ihn rasch und kräftig beim Arm und zog ihn nach sich.

Der ist oben! sagte er. Jetzt, mein Junge, warte mal. Haben Sie die Güte, mein Herr, Platz zu nehmen.

Und indem er eben so aus dem Loche wieder herauskroch, wie er hineingekrochen war, gleitete er mit der Gewandtheit eines Eichkätzchens an dem Beine des Elephanten herab, ergriff den kleinen Fünfjährigen, setzte ihn mitten auf die Leiter und stieg ihm nach, indem er dem Aeltesten zurief:

Ich werde nachhelfen, zieh Du nur.

In einem Augenblick war der Kleine oben, geschoben, gezogen, gestoßen, in das Loch hineingesteckt, ohne daß er Zeit hatte, sich umzusehen und Gavroche, der nach ihm hineinkroch, stieß die Leiter mit dem Fuße um und begann nun mit den Händen zu klatschen.

Na, da sind wir ja! Es lebe der General Lafayette.

Nachdem er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht hatte, setzte er hinzu:

So Jungens, nun seid Ihr bei mir.

Gavroche war jetzt wirklich in seiner Wohnung.

O, unerwartete Nützlichkeit des Nutzlosen! Mildthätigkeit großer Dinge! Güte der Riesen! Dieses ungeheure Monument, welches einen Gedanken des Kaisers enthalten hatte, war nun die Zufluchtsstätte eines Straßenjungen geworden. Die Puppe war von dem Koloß in Schirm und Schutz genommen worden. — Die Philister im Sonntagsschmuck, wenn sie vor dem Elephanten der Bastille vorbeigingen, pflegten wohl zu sagen, wenn sie ihn mit ihren hervorstehenden Augen von oben bis unten anglotzten: Wozu nützt das Ding da eigentlich? —

Es nützte dazu, um ein armes kleines Wesen, welches nicht Vater, nicht Mutter, nicht Brod, nicht Kleider, nicht Schlafstelle hatte, gegen den Frost, den Reif, den Hagel, den Regen, den kalten Wind des Winters zu schützen und es davor zu bewahren, daß es nicht im Schmutz, welcher das Fieber, oder im Schnee, welcher den Tod bringt, zu schlafen brauchte. — Es nützte dazu, um den Unschuldigen aufzunehmen, den die Gesellschaft verstieß . . . Es nützte dazu, um die öffentliche Schuld zu mildern. Es war eine Höhle, deren Eingang demjenigen offen stand, dem alle Thüren verschlossen waren. Es schien, als ob der alte elende Mastodon, angegriffen vom Gewürme und dem Vergessen, bedeckt mit Warzen und Schwären und Wunden, schwankend, wurmstichig, verlassen, verdammt, eine Art von kolossalem Bettler, welcher mitten auf dem Platze vergebens um die Almosen eines einzigen wohlwollenden Blickes bat, es schien, als ob dieser alte kolossale Bettler Mitleid gehabt hätte mit diesem andern Bettler, diesem armen Pygmäen, der keine Schuhe unter seinen Füßen, kein Dach über seinem Haupte hatte, der in seine

Hand blies, um seine Finger zu erwärmen, der mit Lumpen bekleidet von dem lebte, was man ihm hinwarf. Dazu diente der Elephant der Bastille. Dieser von den Menschen unbeachtet gelassene Gedanke Napoleons war von Gott wieder aufgenommen worden. Was nur berühmt geworden wäre, war nun erhaben geworden. Hätte der Kaiser vollenden wollen, was er beabsichtigte, so bedurfte er Porphyr, Zinn, Eisen, Marmor, Gold; für Gott genügte es an der alten Vereinigung von Brettern, Balken und Mörtel. Der Kaiser hatte den Traum eines Genies gehabt; er wollte in diesem titanischen, bewaffneten, großartigen Elephanten mit seinem erhabenen Rüssel, seinem Thurm auf dem Rücken, der nach allen Seiten hin frisches, lebendes Wasser ausspritzen sollte, das Volk verkörpern; Gott machte Größeres aus demselben: die Wohnung eines Kindes.

Das Loch, in welches Gavroche hineingekrochen, war von außen kaum sichtbar, da es, wie gesagt, unter dem Bauche des Elephanten versteckt und so eng war, daß nur Katzen und mit genauer Noth so kleine Kinder, wie Gavroche und seine Gäste es waren, hindurchschlüpfen konnten.

Nun wollen wir zuerst dem Portier sagen, daß wir für Niemanden zu Hause sind, begann Gavroche.

Und mit der Sicherheit eines Menschen, der seine Wohnung ganz genau kennt, ergriff er in der Dunkelheit ein Brett und machte das Loch zu.

Alles war nun finster.

Die Kinder hörten das Eintauchen eines Schwefelholzes in die Flasche, — die Streichfeuerzeuge kannte man damals noch nicht, — und eine plötzliche Helle zwang sie, mit den Augen zu blinzeln. Gavroche zündete ein in Harz getauchtes Ende Bindfaden an welches, wenn gleich es mehr qualmte, als erleuchtete, doch das Innere des Elephanten ziemlich unterscheiden ließ.

Die beiden Gäste Gavroche's sahen sich um, und es mochte ihnen wohl ungefähr so zu Muthe sein, wie Jemandem, der in das Heidelberger Faß gesperrt worden, oder wie es Jona in dem biblischen Bauche des Wallfisches gewesen sein mußte. Sie sahen ein vollständiges gigantisches Skelett, welches sie einschloß. Ueber ihnen stellte ein langer brauner Balken, von welchem in gleichmäßigen Entfernungen starke, gebogene Glieder ausgingen, die Wirbelsäule mit den Rippen dar. Gipsstalactiten hingen, wie das Eingeweide, herunter und große Spinnengewebe verbanden sie wie bestaubte Netze.

Hie und da sah man in den Ecken große, schwärzliche Flecken, welche zu leben und rasch und, wie erschreckt, sich bald hier, bald da zeigten.

Die von dem Rücken des Elephanten herabgefallenen Trümmer

hatten die Höhle im Bauch beinahe ausgefüllt, so daß man in demselben, wie auf einem Fußboden umhergehen konnte. Der Kleinste drängte sich an seinen Bruder heran, und sagte mit halblauter Stimme:

Wie schwarz ist es hier!

Dies Wort machte Gavroche anscheinend ärgerlich; das ganz verdutzte Aussehen seiner „Püppchen" machte es nothwendig, sie einmal aufzurütteln.

Darf ich fragen, was denn eigentlich los ist? rief er. Es ist Euch hier wohl nicht vornehm genug? Wollt Ihr vielleicht in die Tuilerien? Dumm genug wäret Ihr dazu. Ich will Euch nur sagen, ich gehöre auch nicht zu den ganz Dummen. Ist vielleicht der Großmogul Euer Herr Pathe?

Etwas Grobheit ist, wenn Einer Furcht hat, zuweilen ganz gut. Sie beruhigt. Die beiden Kinder rückten an Gavroche heran.

Gavroche, durch diesen Beweis von Vertrauen väterlich gerührt, ging von dem „Strengen wieder zum Zarten" über, und, sich an den Kleinen wendend, sagte er, indem er seine Worte durch einen zärtlicheren Ton seiner Stimme zu mildern bemüht war:

Hansnarr, draußen ist es finster. Draußen regnet es, hier nicht; draußen ist es kalt, hier rührt sich kein Lüftchen; draußen ist es voller Leute, hier ist kein Mensch; draußen ist nicht einmal Mondschein, und hier brennt ein Licht. Was willst Du nun noch?

Die beiden Kinder fingen an, ihr Zimmer mit etwas weniger Angst zu betrachten, aber Gavroche ließ ihnen nicht viel Zeit zu Betrachtungen.

Nun, rasch! sagte er.

Und er stieß sie sanft nach dem Orte, den wir uns erlauben wollen, das Ende des Zimmers zu nennen. Da war sein Bett.

Das Bett Gravoche's war ganz vollständig, das heißt, es hatte eine Matratze, eine Decke und einen Alkoven mit Vorhängen.

Die Matratze war eine Strohmatte, die Decke ein ziemlich großes, sehr warmes und fast ganz neues Stück wollenes Zeug und sein Alkoven bestand aus Folgendem: Drei ziemlich lange Stöcke waren in den Boden, d. h., in den Bauch des Elephanten, gesteckt und dort möglichst festgemacht; zwei standen vorn, einer hinten und ein Stück verband sie oben zu einem pyramidalischen Bündel. Diese Pyramide trug ein Geflecht von Messingdraht, welches ganz einfach darüber gehangen, und unten durch Eisendraht herangezogen und festgemacht war, so daß es die drei Stöcke vollkommen umhüllte. Ein Kreis von großen Steinen hielt es unten am Boden fest, so daß nichts durchkommen konnte. Dieses Messinggeflecht hatte ehemals zur Bekleidung eines Vogelhauses, wie man es in den Mena=

gerien sieht, gedient. Unter diesem Drahtgitter lag das Bett Gavroche's wie in einem Käfig. Das Ganze hatte viel Aehnlichkeit mit dem Zelte eines Eskimo.

Dieses Drahtgitter vertrat die Stelle der Vorhänge.

Gavroche hob die Steine, welche dasselbe am Boden festhielten, etwas in die Höhe, und die beiden übereinandergeschlagenen Enden des Gitters thaten sich auseinander.

Jetzt, Kinder, auf allen Vieren! rief Gavroche. Er ließ seine Gäste vorsichtig in den Käfig hineinkriechen, dann folgte er, rückte auf geschickte Weise die Steine wieder zurecht und sein Alkoven war hermetisch verschlossen.

Alle Drei lagen nun auf der Matte.

So klein sie auch Alle waren, so hätte doch keiner von ihnen gerade in dem Alkoven stehen können. Gavroche hatte immer noch sein Licht in der Hand.

Jetzt, Jungens, rangirt Euch! sagte Gavroche. Ich werde den Kronleuchter auslöschen.

Mein Herr, sagte der Aelteste, indem er auf das Gittergeflecht zeigte, wozu ist denn das?

Das, erwiederte Gavroche sehr ernsthaft, ist gegen die Ratten — Na, nun legt Euch zurecht.

Er hielt es aber doch für nöthig, zur Belehrung der Jugend noch einige Worte hinzuzufügen.

Das Ding ist aus dem Jardin des Plantes. Es ist eigentlich für die wilden Thiere. Da ist ein ganzes Magazin voll. Man braucht nur über eine Mauer zu klettern, in ein Fenster hinein zu steigen und unter einer Thüre durchzukriechen und man hat so viel davon, wie man nur immer haben will.

Während er so sprach, wickelte er den Kleinsten fest in einen Zipfel der wollenen Decke.

Ach, das ist schön, das ist warm, murmelte dieser.

Gavroche blickte zufrieden auf seine Decke.

Das ist auch aus dem Jardin des Plantes, sagte er. Dies habe ich den Affen fortgenommen.

Und indem er dem Aeltesten die Matte zeigte, auf welcher sie lagen und die sehr dick und sehr schön gearbeitet war, sagte er: Das gehörte der Giraffe.

Nach einer kleinen Pause sagte er:

Ja, die Thiere hatten das Alles. Ich habe es ihnen weggenommen. Sie waren nicht böse darüber. Ich habe ihnen gesagt: Das ist für den Elephanten.

Er schwieg wieder und begann dann von Neuem:

Man klettert über die Mauern und macht der Regierung einen Zopf. So ist's.

Die beiden Kinder betrachteten mit einem halb furchtsamen, halb bewundernden Blick dieses furchtlose, erfinderische Wesen, welches, obgleich Herumtreiber wie sie, alleinstehend wie sie, schwächlich wie sie, doch etwas Bewunderungswürdiges, beinahe Allmächtiges an sich hatte und dessen Gesicht ein Gemisch aller Grimassen eines alten Bajazzo und des naivsten und reizendsten Lächelns war.

Aber, mein Herr, begann endlich der Aelteste schüchtern, haben Sie denn keine Furcht vor der Polizei.

Gravoche beschränkte sich auf die Antwort:

Junge! man sagt nicht Polizei; man sagt „Lampen."

Der Kleinste lag mit offenen Augen da, ohne jedoch ein Wort zu sagen; da er an dem einen Ende der Matte und der Aelteste in der Mitte lag, so wickelte Gavroche ihn in die Decke ein, wie eine Mutter es mit einem Kinde gethan haben würde und stopfte ihm dann noch einige alte Lumpen unter den Kopf, um ihm ein Kopfkissen zu machen. Dann wandte er sich an den Aeltesten mit der Frage:

Nicht wahr, hier ist es wohl gut?

Ach ja! erwiederte dieser und sah Gravroche mit dem Blick eines geretteten Engels an.

Die beiden kleinen, ganz durchnäßten Kinder fingen an warm zu werden.

Nun sagt mir aber mal, fuhr Gavroche fort, weshalb weinet ihr denn eigentlich? So 'ne kleine Kröte wie der da, sagte er, indem er auf den Jüngsten wies, das lasse ich mir noch gefallen; aber so ein großer Schlingel wie Du, das ist einfältig: man sieht dann grade wie ein Schaf aus.

Ja, wir hatten aber doch gar keine Wohnung, wo wir hingehen konnten!

Affe! man sagt nicht Wohnung; man sagt „Penne".

Und dann fürchteten wir uns auch, die ganze Nacht allein zu sein.

Man sagt nicht Nacht; man sagt „Laile."

Danke, mein Herr, sagte das Kind.

Höre, sagte Gavroche, man muß niemals „greinen.*) Ich werde für Euch sorgen. Du sollst mal sehen, wie man sich die Zeit vertreibt. Im Sommer gehen wir mit Navet, ein Kamerad von mir, nach der Glaciere, dann baden wir uns beim Bahnhof, dann laufen wir nackt vor der Brücke von Austerlitz herum; das macht die Waschweiber wüthend. Sie kreischen, sie werden ärgerlich! das ist zum Todtlachen. Dann gehen wir hin und sehen uns das lebendige

---

*) Weinen.

Skelett an. Das ist ein Mensch; er lebt wirklich. Er ist in den elysäischen Feldern. Ist der aber mager! Und dann gehe ich mit Euch ins Theater. Ich bringe Euch zu Friedrich Lemaitre. Ich habe immer Billets. O, ich kenne auch Schauspieler und ich habe auch schon mal mitgespielt. Wir waren lauter kleine Jungens; wir liefen unter einer großen Decke hin und her, das stellte das Meer vor. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr noch bei einem Theater engagirt werdet. Nachher gehen wir und besehen die Wilden. Das sind aber keine ordentlichen Wilde. Sie haben rothe gestrickte Beinkleider an, die Falten schlagen und an manchen Stellen sind sie gefleckt. Nachher gehen wir nach der Oper. Wir gehen mit den Claqueurs hinein. Die Claque in der Oper ist sehr gut eingerichtet. Mit der Claque auf den Boulevards mag ich nichts zu thun haben. In der Oper zahlen Manche 20 Sous für das Klatschen, denke dir mal. Nicht wahr, die sind dumm! Wir nennen sie: die Scheuerlappen. Und dann gehen wir auch mal hin und sehen guillotiniren. Ich werde Euch auch mal den Scharfrichter zeigen. Er wohnt in der Straße des Marais. Herr Samson. Er hat ordentlich einen Briefkasten an seiner Thür. Ich sage Euch, man amüsirt sich famos.

In diesem Augenblicke fiel Gavroche ein Tropfen Harz auf die Hand und erinnerte ihn an das wirkliche Leben.

Sapperment, sagte er, das Licht geht aus. Das geht nicht. Mehr wie einen Sou darf ich monatlich nicht für Licht ausgeben. Wenn man sich hinlegt, muß man auch schlafen. Wir haben keine Zeit, Romane von Herrn Paul de Kock zu lesen. Außerdem könnte man auch durch die Ritzen draußen das Licht sehen und dadurch die „Lampen“ aufmerksam machen.

Ja, erwiederte der Aeltere schüchtern — denn nur er wagte es mit Gavroche zu sprechen und ihm eine Antwort zu geben, — ja und es könnte auch ein Funken in das Stroh fallen und das Haus abbrennen.

Man sagt nicht, das Haus abbrennen, man sagt den Kusch abseifen.“

Das Unwetter wurde immer stärker. Man hörte zwischen einzelnen Donnerschlägen den Platzregen auf den Rücken des Kolosses herabstürzen.

Na nu, Herr Regen! Aber ich höre es doch gern, wenn es so aus der Flasche an den Rinnen der Häuser heruntertrieft. Der Winter ist eigentlich sehr dumm; er verliert seine Waare und seine Mühe; uns kann er nicht naßmachen und darum lärmt er so, der alte Wasserträger.

Diese Anspielung auf den Donner, deren Consequenzen Ga=

vroche als ein Philosoph des 19. Jahrhunderts ruhig auf sich nahm, folgte ein hellleuchtender Blitz, so blendend, daß er selbst durch die Oeffnung in den Bauch des Elephanten drang. In demselben Augenblicke fiel auch ein sehr heftiger Donnerschlag. Die beiden Kleinen sprangen mit einem lauten Schrei rasch auf und verrückten dadurch das Drahtgitter etwas; aber Gavroche sah sie mit seinem kühnen Gesichte an und brach in lautes Lachen aus.

Nur ruhig, Kinder, nur ganz ruhig! wir wollen nicht zu viel an dem Gebäude rütteln. Das ist ein schöner Donner; das muß wahr sein! Und der Blitz war auch nicht dumm. Bravo, lieber Gott! Hol' mich dieser und jener! Hast's beinahe eben so gut gemacht, wie ein Ambigu.

Dann brachte er das Flechtwerk wieder in Ordnung, legte die Kinder wieder sanft auf die Matte, streckte sich aus und rief: Da der liebe Gott sein Licht ansteckt, so kann ich meins auspusten. Nun Kinder, nun müssen wir schlafen. Es taugt nichts, wenn man nicht schläft; man „müfft sonst aus dem Schmecker," oder wie die Vornehmen sagen: man hat einen schlechten Geschmack im Munde. Nun wickelt Euch ordentlich in die Decke. Ich mache nun das Licht aus. Seid Ihr so weit?

Ja, murmelte der Aelteste; mir fehlt nichts; ich habe wie ein Federkissen unter dem Kopfe.

Man sagt nicht Kopf; man sagt „Hiebes" oder „Roscher".

Die beiden Kinder drängten sich eins an das andere. Gavroche legte sie noch einmal mit aller Sorgfalt zurecht, zog ihnen die Decke über die Ohren und wiederholte nun zum dritten Male in gebieterischem Tone:

Nun, „gedormt!" *)

Und er blies sein Licht aus.

Kaum war das Licht ausgelöscht, als ein ganz eigenthümliches Zittern das Gitter in Bewegung setzte, unter welchem die drei Kinder lagen. Es war wie ein dumpfes Reiben, welches einen metallischen Ton hervorbringt, und ungefähr so, als wenn Zähne am Kupferdraht nagten. Dabei hörte man zwischendurch einen schwachen, scharfen, pfeifenden Schrei.

Als der kleine fünfjährige Knabe diesen Lärm über seinem Kopfe hörte, stieß er, starr vor Schrecken, seinen ältern Bruder mit dem Ellenbogen an, aber dieser „dormete" schon, wie Gavroche ihm befohlen hatte. Der Kleine konnte es vor Furcht nicht mehr aushalten und er wagte es, ganz leise, kaum athmend, Gavroche zu rufen. . . .

---

*) Geschlafen.

Herr!

Was ist los? fragte Gavroche, dem eben die Augen zugefallen waren.

Was ist denn das für ein Lärm?

Das sind Ratten, erwiederte Gavroche und legte sich wieder zurecht.

In der That waren die Ratten, deren es Tausende in dem Innern des Elephanten gab und welche die kleinen lebenden schwarzen Flecken waren, von denen wir oben gesprochen haben, nur durch den Schein des Lichts in Respect gehalten worden; sobald es aber in dieser Höhle, welche sie als ihren Staat betrachteten, wieder Nacht geworden war und sie, wie es im Mährchen heißt, „frisches Fleisch" gerochen hatten, stürzten sie haufenweise auf das Zelt von Gavroche, kletterten bis oben in die Höhe und bissen in die Drathmaschen, als ob sie den Versuch machen wollten, dieses Moskitonetz einer neuen Art zu durchdringen.

Der Kleine konnte nicht einschlafen.

Herr! begann er wieder

Hm? brummte Gavroche.

Was sind denn das: Ratten?

Das sind Mäuse.

Diese Erklärung beruhigte den Kleinen einigermaßen. Er hatte schon einige Mal weiße Mäuse gesehen und fürchtete sich vor ihnen nicht. Doch aber rief er noch einmal:

Herr!

Na, was ist denn?

Weshalb haben Sie denn keine Katze?

Ich habe eine gehabt und habe sie mit hergebracht, aber sie haben sie mir aufgefressen.

Diese zweite Erklärung hob die Wirkung der ersten mit einem Male auf und der Kleine fing wieder an zu zittern. — Die Unterhaltung zwischen ihm und Gavroche fing noch einmal an.

Herr!

Was?

Wer ist aufgefressen worden?

Die Katze.

Wer hat die Katze aufgefressen?

Die Ratten.

Die Mäuse?

Ja, die Ratten.

Das Kind, welches nicht begreifen konnte, daß die Mäuse die Katze aufgefressen hätten, fragte weiter:

Herr, würden denn diese Mäuse uns auch auffressen?

Na, ob! entgegnete Gavroche.

Jetzt war die Furcht des Kindes auf's Höchste gestiegen. Aber Gavroche fuhr fort:

Brauchst Dich nicht zu fürchten, Kind; sie können nicht hinein. Und dann bin ich ja da. Komm, gib mir Deine Hand. Nun sei still und mach' die Augen zu.

Gavroche nahm die Hand des Kleinen über seinen Bruder herüber. Das Kind drückte die Hand fest an sich und war beruhigt. Muth und Kraft haben wunderbare, geheimnißvolle Verbindungsmittel. Es war still um sie herum geworden. Die Ratten, von dem Ton der Stimme erschreckt, hatten sich zurückgezogen und als sie nach einigen Minuten wiederkamen und ihre Wuthanfälle erneuerten, lagen die drei Kinder im tiefen Schlaf und hörten nichts mehr.

So gingen die Stunden der Nacht hin. Auf dem großen Bastillenplatz ruhte dichter Schatten, ein eisiger Wind mischte sich in einzelnen heftigen Stößen mit dem noch immer herabströmenden Regen, die Nachtpatrouillen durchstöberten die Thorwege, die Alleen, die Bretterverschläge, die dunklen Winkel und suchten nächtliche Herumtreiber; sie gingen schweigend bei dem Elephanten vorüber. Das unbeweglich mit offenen Augen in der finstern Nacht dastehende Ungeheuer sah aus, als ob es mit Befriedigung von seiner guten Handlung träumte und schützte die drei schlafenden Kinder vor dem Himmel und vor den Menschen.

Zum richtigen Verständniß dessen, was jetzt folgt, muß man sich daran erinnern, daß zu jener Zeit die Wachtstube der Bastille an der andern Seite des Platzes lag, so daß das, was bei dem Elephanten vorging, von der Schildwache weder gesehen noch gehört werden konnte.

Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch kam ein junger Mann aus der Straße Saint Antoine quer über den Platz gelaufen, ließ den großen Bretterzaun um die Julisäule hinter sich, und schlüpfte durch die Palisaden bis unter den Bauch des Elephanten. Wenn man den Mann hätte genau sehen können, so würde man, so durchnäßt war er, sich überzeugt haben, daß er die Nacht im Regen zugebracht hatte. Als er sich unter dem Elephanten befand, ließ er einen wunderbaren Schrei ertönen, den keine menschliche Stimme, sondern höchstens ein Papagei nachzumachen im Stande gewesen war. Er wiederholte diesen Schrei, der, wenn man ihn schreiben wollte, so ungefähr: „Kirikikiu" geschrieben werden müßte, zweimal.

Beim zweiten Male rief eine klare, junge muntere, Stimme aus dem Bauche des Elephanten: Ja!

Unmittelbar darauf verrückte sich das Brett, welches das Loch verschloß und ließ ein Kind durch, welches an dem Bein des Ele-

phanten herabkletterte und sehr bald neben dem Manne unten stand. Das Kind war Gavroche; der Mann war Montparnasse. Der Schrei „Kirikikiu" war unzweifelhaft das, was das Kind mit den Worten sagte: „Du fragst nach Herrn Gavroche."

So wie dieser den Schrei vernommen hatte, war er rasch aufgesprungen, hatte das Drathgeflecht etwas verschoben, war aus seinem „Alkoven" herausgekrochen, hatte das Gitter sorgfältig wieder zugemacht, die Luke geöffnet und war hinabgestiegen.

Der Mann und das Kind erkannten sich im Finstern, ohne ein Wort zu sprechen.

Wir gebrauchen Dich; komm, Du sollst uns helfen, sagte Montparnasse ohne weitere Einleitung.

Der Junge verlangte auch weiter nichts zu wissen.

Hier bin ich, sagte er.

Beide gingen nach der Straße Saint Antoine, aus welcher Montparnasse herausgekommen war, und schlängelten sich rasch durch die lange Reihe der Gemüsekarren, welche um diese Zeit nach der Halle zu fahren pflegen.

Die Gärtner, bis zu den Augen in ihre Decken gehüllt, denn der Regen floß noch in Strömen, lagen halb schlafend zwischen ihrem Gemüse und sahen nicht einmal nach den sonderbaren Fußgängern.

III.

Die Wechselfälle der Flucht.

Während dessen ging Folgendes in La Force vor.

Zwischen Babet, Gueulemer, Brujon und Thénardier war eine Flucht verabredet, obgleich Thénardier in Isolirtheit saß. Babet hatte, wie wir aus der Erklärung Montparnasses an Gavroche wissen, seinen Theil an demselben bereits abgemacht; Montparnasse sollte nämlich von außen helfen.

Brujon, welcher einen Monat in einer Strafzelle gesessen, hatte die Zeit, während er dort saß, dazu benutzt, um erstens ein zweckdienliches Seil zu flechten, zweitens einen ordentlichen Plan zu entwerfen. Ehemals bestanden diese strengen Zellen, in welchen die Disciplin den Gefangenen seinen eigenen Betrachtungen überläßt, aus vier Mauern von Stein, einer Decke von Stein, einem Fußboden von Stein, einem Feldbette, einem vergitterten kleinen Fenster und einer mit Eisen beschlagenen Thür. Sie hießen Cachots. Man fand, daß dieselben zu schrecklich seien. — Heutzutage bestehen sie aus einer eisernen Thür, einem kleinen vergitterten Fenster, einem Feldbette, einem Fußboden von Stein, vier Mauern von Stein, und sie heißen Strafzellen. Um Mittag herum ist es etwas hell in denselben. Das Schlimme an diesen Zimmern, die, wie man

sieht, keine Cachots sind, besteht darin, daß man Wesen dem Denken überläßt, welche eigentlich arbeiten sollten.

Brujon hatte gedacht und war mit einem Seile aus der Strafzelle gekommen. Da er in dem „Hofe Karls des Großen" für sehr gefährlich gehalten wurde, so hatte man ihn nach dem „neuen Anbau" gebracht. Die erste Sache, die er im neuen Anbau traf, war Gueulemer, die zweite ein Nagel. Gueulemer heißt: das Verbrechen: ein Nagel: Freiheit.

Brujon, von welchem wir uns nun eine vollkommene Vorstellung machen müssen, war bei einer anscheinend zarten Constitution und einer sehr gut gespielten Mattigkeit und Schwäche ein höflicher Bursche, verschmitzt und vollendeter Dieb mit einem einschmeichelnden Blick und einem wilden Lächeln. Sein Blick war Resultat seines Willens, sein Lächeln Resultat seiner Natur. Seine ersten Studien in seiner Kunst waren gegen die Dächer gerichtet gewesen; er hatte in der Industrie des Abreißens des Bleies, durch welches die Dächer bestohlen und die Dachrinnen losgemacht werden, große Fortschritte gemacht.

Was in diesem Moment einen Fluchtversuch sehr begünstigte war, daß die Dachdecker einen Theil des Schieferdaches des Gefängnisses ausbesserten. Der Hof Saint-Bernard war nicht mehr vollständig von dem Hofe Karls des Großen und dem des heiligen Ludwig getrennt. Es gab also da oben Gerüste und Leiter, mit anderen Worten Brücken und Treppen zur Freiheit.

Der neue Anbau, der so zerfallen und verwittert wie möglich war, galt mit Recht für den schwachen Punkt des Gefängnisses. Der Salpeter hatte hier die Mauern des Gefängnisses so angefressen, daß man sogar die Decken der Schlafstellen hatte mit Holz beschlagen müssen, weil schon große Steine aus denselben auf die Betten der Gefangenen gefallen waren. Merkwürdiger Weise aber wurden die gefährlichsten Verbrecher in diesem Theile des Gefängnisses untergebracht.

Der neue Anbau enthält vier über einander gelegene Schlafsäle und einen Boden, den man „die schöne Luft" nannte. Eine große Schornsteinröhre, wahrscheinlich aus irgend einer alten Küche der Herzoge de la Force, ging vom Erdgeschoß aus durch alle vier Stockwerke, theilte die Schlafsäle in zwei Theile und lief auf dem Dache aus.

Gueulemer und Brujon lagen auf demselben Schlafsal. Der Vorsicht halber hatte man sie im Erdgeschoß untergebracht. Zufälliger Weise standen die Kopfenden ihrer Betten an dem Schornstein.

Grade über ihren Köpfen, auf dem Boden, „in der schönen Luft" saß Thénardier.

Wenn man bei der Straße Culure-Saint-Catherine, hinter der Kaserne der Pompiers vor dem Thorwege der dort belegenen Badeanstalt still steht, so sieht man einen Hof voller Blumen und Sträucher und im Hintergrunde desselben eine weiße Rotonde mit zwei Flügeln und grünen Fensterläden, — der bucolische Traum von Jean Jacques.

Noch vor zwei Jahren erhob sich über diese Rotonde eine schwarze, ungeheure, scheußliche, nackte Mauer empor, an welche die Rotonde sich anlehnte. Diese Mauer war der Weg der Ronde von La Force.

So hoch auch diese Mauer war, so wurde sie doch durch ein noch schwierigeres Dach, welches man hinter derselben erblickt, überragt. Dies war das Dach des „neuen Anbaues." Auf demselben sah man vier stark vergitterte Dachfenster; es waren die der „schönen Luft." Aus dem Dache erhob sich der Schornstein, welcher durch die Schlafsäle ging.

Die „schöne Luft" war eine Art von Bodenballe, geschützt durch dreifache Gitter und durch Thüren, welche mit Eisenblech und mächtigen Nägeln beschlagen waren. Wenn man durch das nördliche Ende eintrat, so hatte man links die vier Dachlucken und rechts, diesen grade gegenüber, vier ziemlich große, viereckige, geräumige Käfige, welche durch enge Gänge von einander getrennt und auf 6 Fuß Höhe von Mauerwerk und von da ab bis zum Dache von Eisenstäben gebaut waren.

Thénardier saß seit der Nacht vom 3. Februar isolirt in einem dieser Käfige. Man hat nie ermitteln können, auf welche Weise es ihm gelungen war, eine Flasche von diesem, wie man sagt, von Desrues erfundenen Wein, mit in seine Zelle zu nehmen und dort zu verbergen, in welchem ein Betäubungsmittel eingemischt ist und durch welchen sich die Bande der Einschläferer einen so furchtbaren Namen gemacht hat.

Es gibt in vielen Gefängnissen ungetreue Beamte, halb Aufseher, halb Spitzbuben, welche den Gefangenen bei ihren Ausbrüchen behülflich sind, der Polizei einen ungetreuen Dienst verkaufen und ihren Profit von beiden Seiten nehmen.

In derselben Nacht, wo der kleine Gavroche die beiden umherirrenden Kinder aufgegriffen hatte, hatten Brujon und Gueulemer, welche wußten, daß der an demselben Morgen entsprungene Babet sie mit Montparnasse auf der Straße erwartete, ganz leise ihre Betten verlassen und angefangen mit dem Nagel, den Brujon gefunden hatte, die Schornsteinröhre, gegen welche ihre Betten standen, zu durchbrechen. Die Stücke, welche sie losbrachen, fielen auf Brujons Bett und machten also kein Geräusch. Der furchtbare, mit Donner ge-

mischte Sturm machte die Thüren des Gefängnisses erbeben und verursachte in demselben einen eben so furchtbaren als nützlichen Lärm. Diejenigen Gefangenen, welche erwachten, stellten sich schlafend und ließen Gueulemer und Brujon ruhig gewähren. Brujon war geschickt, Gueulemer stark. Ehe noch das geringste Geräusch zu dem Aufseher gedrungen war, welcher in der vergitterten Zelle schlief, von welcher aus er den Schlafsaal übersehen konnte, waren die Mauern durchbrochen, der Schornstein erklettert, die eisernen Stäbe, welche die obere Oeffnung desselben verschlossen, losgebrochen und die beiden furchtbaren Banditen befanden sich auf dem Dache. Der Regen, der Wind verdoppelten ihre Wuth und das Dach war schlüpfrig geworden.

Welch eine schöne Schwärze, um die Platte zu buzzen, *) sagte Brujon.

Ein Abgrund von sechs Fuß Breite und achtzig Fuß Tiefe trennte sie von der Mauer der Ronde. Unten auf dem Boden sahen sie das Gewehr einer Schildwache blitzen.

Sie befestigten das von Brujon in seiner Zelle gemachte Seil an ein Stück der abgebrochenen Eisenstäbe des Schornsteins, warfen das andere Ende über die Mauer der Ronde, sprangen kühn über den unter ihnen ziehenden Abgrund, hielten sich an einem Vorsprung der Mauer fest, kletterten diese in die Höhe, überstiegen dieselbe und glitten Einer nach dem Andern an dem Seil bis auf ein kleines Dach herab, welches an die Badeanstalt stieß, zogen ihr Seil nach sich, sprangen in den Hof der Badeanstalt, gingen über denselben, stießen das kleine Guckfenster des Portiers, neben welchem die Schnur zum Oeffnen der Thür hing, ein, zogen die Schnur, öffneten den Thorweg und waren auf der Straße.

Es waren von dem Augenblicke an, wo sie im Dunkeln aus ihren Betten aufgestanden waren, ihren Nagel in der Hand, ihren Plan im Kopfe, bis zu dem, wo sie sich auf der Straße befanden, kaum dreiviertel Stunden verflossen. Wenige Augenblicke später trafen sie mit Babet und Montparnasse, welche sich auf der Straße umhertrieben, zusammen. Als sie ihr Seil nach sich gezogen hatten, war dies zerrissen; ein Stück desselben hing noch an dem Kamin auf dem Dach. Außerdem hatten sie keine Havarie zu beklagen; nur die Haut an den Händen hatten sie fast abgerissen. — Thénardier war von dem was geschehen sollte, in Kenntniß gesetzt und schlief nicht. — Auf welche Weise es möglich gewesen war, ihm in

*) Welche schöne Nacht zu einem Ausbruche!

seiner Isolirzelle Nachricht zukommen zu lassen, ist nicht aufgeklärt worden.

Gegen 1 Uhr Morgens, — die Nacht war sehr dunkel — sah er im Regen und Sturm vor dem Dachfenster, welches seinem Käfig gegenüber lag, zwei Schatten vorübergleiten. Der eine derselben stand vor dem Fenster einen einzigen Augenblick still. Es war Brujon. Thénardier erkannte ihn und wußte Bescheid. Mehr bedurfte es nicht.

Thénardier, welcher im Gefängniß als ein kühner Ausbrecher bezeichnet und wegen nächtlichen Auflauerns mit bewaffneter Hand unter Anklage gestellt war, wurde sehr streng bewacht. Eine Schildwache, welche alle zwei Stunden abgelöst wurde, ging mit geladenem Gewehr vor seinem Käfig auf und ab. — Die „schöne Luft" war durch eine Hängelampe erleuchtet. Der Gefangene hatte an seinem Fuße eine eiserne Kette von 50 Pfund Gewicht. Alle Tage trat um 4 Uhr Nachmittags ein von zwei großen Doggen begleiteter Aufseher — (das war damals noch Sitte in den Gefängnissen) — in seinen Käfig, stellte neben sein Bett ein zwei Pfund schweres schwarzes Brod, einen Krug Wasser und eine Schüssel voll magerer Bouillon, in welcher hie und da einige Bohnen schwammen, untersuchte die Ketten und schlug gegen die Eisenstäbe. Während der Nacht kam dieser Mann mit seinen Hunden zweimal. Thénardier hatte die Erlaubniß erhalten, eine Art von eisernem Haken in seiner Zelle zu behalten, den er in eine Ritze der Mauer gesteckt hatte und dessen er sich dazu bediente, um sein Brod anzuhängen, um es, wie er sagte, „vor den Ratten zu schützen." — Da Thénardier den ganzen Tag beobachtet wurde, so hatte man kein Bedenken gehabt, ihm diesen Haken zu lassen. Später erinnerte man sich daran, daß einer der Wächter doch gemeint hatte: es werde besser sein, wenn man ihm nur einen hölzernen Stift ließe.

Um zwei Uhr Morgens wurde die Schildwache, ein alter Soldat, durch einen Rekruten abgelöst. Gleich nachher machte der Mann mit den Hunden seinen Besuch und ging wieder, ohne daß er etwas bemerkt hatte, außer der großen Jugend und dem linkischen Aussehen des Rekruten. Zwei Stunden später, um 4 Uhr, als man den Rekruten ablösen wollte, fand man ihn vor dem Käfig Thénardiers an der Erde liegend, wie ein Block, und fest schlafend. Thénardier war fort. Seine Ketten lagen zerbrochen am Boden. In der Decke seines Käfigs war ein Loch und über demselben im Dache ein anderes. Von seiner Bettstelle war ein Brett losgerissen und wahrscheinlich mitgenommen, denn man fand es nicht mehr. Wohl aber wurde in seiner Zelle eine halbgeleerte Flasche gefunden, in welcher der Ueberrest von dem Weine war, mit welchem er den

Soldaten eingeschläfert hatte. Das Bayonnet des Soldaten war verschwunden.

In dem Augenblicke, als dieses wiedergefunden wurde, glaubte man, daß Thénardier über alle Berge sei. Allerdings war er nicht mehr im „neuen Anbau", allein er befand sich noch in sehr großer Gefahr.

Als Thénardier nämlich auf das Dach des „neuen Anbaus" gekommen war, fand er daselbst das Stück von dem Seile Brujons, welches an den Stäben der aufgebrochenen Klappe des Schornsteins hing; aber dies Stück war viel zu kurz und er hatte zu seiner Flucht nicht wie Brujon und Gueulemer den Weg auf der Mauer benutzen können.

Wenn man von der Straße des Ballets nach der Straße Roi-de-Sicile einbiegt, so stößt man gleich rechts auf eine schmutzige Vertiefung. Noch im letzten Jahrhundert befand sich daselbst ein Haus von welchem jetzt nur noch die Hintermauer steht, ein Stück Mauerwerk, welches sich bis zum dritten Stocke der benachbarten Gebäude erhebt. Man erkennt diese Ruine an zwei in derselben befindlichen großen viereckigen Fenstern, von denen das eine, nach dem rechten Giebel hin, durch einen wurmstichigen Balken verbarrikadirt und gestützt ist. Durch diese Fenster hindurch konnte man ehemals eine dunkle Mauer unterscheiden, welche ein Stück des Rondenweges des Gefängnisses La Force ausmachte.

Der durch das abgetragene Haus auf der Straße leer gelassene Raum ist halb durch einen verfaulten Plankenzaun abgetheilt, der von fünf steinernen Strebepfeilern gestützt wird. In diesem Verschlag liegt eine kleine Baracke verborgen, welche sich an die noch stehen gebliebene Ruine anlehnt. Der Zaun hatte eine Thüre, welche vor einigen Jahren nur durch eine Klinke zugemacht war.

Auf den Rand dieser Ruine war Thénardier etwas nach drei Uhr Morgens angekommen. Auf welche Weise er dahin gelangt ist, hat man nie erfahren, auch nie begreifen können. Die Blitze mußten ihn nothwendig bald stören, bald ihm helfen. Hatte er die Leitern und die Gerüste der Dachdecker benutzt, um von Dach zu Dach, von Mauer zu Mauer, von Verschlag zu Verschlag, von den Gebäuden des Hofes Carls des Großen nach denen des Hofes Saint Louis, von da auf die Mauer der Ronde und von da auf die Ruine in der Straße Roi-de-Sicile zu gelangen? Aber auf diesem Wege mußte er Verbindungen finden, die rein unmöglich schienen. Hatte er vielleicht das Brett aus seinem Bette wie eine Brücke von dem Dach der „schönen Luft" auf die Mauer der Ronde gelegt und hatte er sich vielleicht auf den Bauch gelegt und war so auf der Mauer der Ronde um das ganze Gefängniß herum bis an das alte Mauerwerk gekrochen?

Aber die Mauer mit dem Wege der Ronde war eine ungleiche, ausgebrochene, bald hohe, bald niedrige Linie, welche bei der Kaserne der Pompiers sich senkte und bei der Bade = Anstalt sich wieder erhob; sie war von Gebäuden unterbrochen, war bei dem Hotel Lamoignon nicht so hoch, wie bei der Straße Pavé, hatte überall Abfälle und rechtwinklige Ecken; und überdies hätten die Schildwachen den dunklen Schatten des Flüchtlings sehen müssen. Also auf diesem Wege bleibt die Flucht beinahe unerklärlich und scheint fast unmöglich. Sollte nun Thénardier in diesem furchtbaren Durst nach Freiheit, welcher die Abgründe in Gräben, die eisernen Gitter in Thonstäbchen, den Krüppel in einen Atlethen, den Podagristen in einen Vogel, die Dummheit in Instinkt, den Instinkt in Verstand, den Verstand in Genie verwandelt, — sollte Thénardier in diesem Durst ein unheimliches Mittel erfunden und improvisirt haben? Man hat es nie erfahren.

Man kann das Wunderbare einer Entweichung aus dem Gefängnisse oft nicht erklären. Der Mensch, welcher entweicht, ist, wir wiederholen es, ein Inspirator in dem geheimnißvollen Leuchten der Flucht, ist Stein und Blitz; die Anstrengung zur Befreiung ist nicht weniger überraschend, als der Flügelaufschwung nach dem Erhabenen und man sagt von dem Diebe, welcher aus dem Gefängniß entflohen ist: Wie hat er es möglich gemacht, auf dieses Dach hinauf zu kommen? wie man von Corneille sagt: wo hat er sein „er sterbe" gefunden?

Kurz, Thénardier war in Schweiß gebadet, von Regen durchnäßt, mit zerrissenen Kleidungsstücken, abgeschundenen Händen, blutigen Ellenbogen und Knieen bis zur Mauer der Ruine gekommen, und hatte sich hier, vollständig erschöpft, lang niedergelegt. Eine ganz steile Höhe von drei Stockwerken trennte ihn von dem Straßenpflaster. — Das Seil, was er hatte, war zu kurz.

Hier wartete er, bleich, kraftlos, ohne die geringste Hoffnung, jetzt noch von der Nacht bedeckt, aber sich selbst sagend, daß der Tag kommen müsse, erschreckt durch den Gedanken, daß er in wenigen Augenblicken von dem benachbarten Kirchthurme von Saint Paul 4 Uhr schlagen hören würde, die Stunde, wo man die Schildwache werde ablösen wollen und wo man sie schlafend unter dem durchbrochenen Dache finden würde; hier lag er und blickte mit halbem Stumpfsinn auf die furchtbare Tiefe, auf das Licht der Laternen, auf das nasse, schwarze Pflaster, auf dieses so furchtbare und zugleich so ersehnte Pflaster, welches für ihn Freiheit oder Tod war.

Er fragte sich, ob seinen drei Complicen der Ausbruch gelungen sei, ob sie ihn erwartet hätten, ob sie ihm zu Hülfe kommen würden. Er horchte. Außer einer Patrouille war Niemand durch

die Straße gekommen, seitdem er dort war. Fast alle Gemüsehändler von Montreuil, Caronne, Vincennes und Bercy a la Halle müssen durch die Straße St. Antoine passiren.

Es schlug vier Uhr. Thénardier fuhr zusammen. Einige Augenblicke nachher ließ sich im Gefängniß dieser eilige, konfuse Lärm hören, welcher einem Ausbruche in der Regel zu folgen pflegt. Das Geräusch von Thüren, die man auf- und zumacht, das Kreischen der Gitter in ihren Angeln, der Lärm in der Wache, das rauhe Schreien und Rufen der Aufseher, das Aufstoßen der Flintenkolben auf das Pflaster: Alles das drang bis zu ihm. In den vergitterten Fenstern der Schlafsäle erschienen und verschwanden Lichter, auf dem Giebel des Daches des „neuen Anbaues" bewegte sich eine Fackel hin und her; die Pompiers der benachbarten Kaserne waren herbeigerufen worden. Man sah ihre durch die Fackeln erleuchteten Helme auf dem Dache sich hin und her bewegen. Zu gleicher Zeit bemerkte Thénardier nach der Seite der Bastille hin, daß der Horizont anfing sich etwas zu erhellen.

Er war eben auf einer 10 Zoll breiten Mauer, in einem furchtbaren Platzregen, rechts und links tiefer Abgrund, außer Stande vorwärts oder zurück zu gehen, einem furchtbaren Schwindel, daß er fallen, einer furchtbaren Angst, daß er wieder ergriffen werden könne, zur Beute. Wie der Hammer einer in Schwung gesetzten Glocke bewegten sich seine Gedanken zwischen diesen beiden: todt, wenn ich falle, gefangen, wenn ich bleibe.

In dieser Todesangst sah Thénardier plötzlich, — die Straße war nämlich noch ganz dunkel, — einen Mann von der Seite der Straße Pavée herkommen, sich an der Mauer entlang schleichen und vor der Vertiefung, über welcher Thénardier, wie dort hängend, sich befand, stillstehen. Ein Zweiter, welcher mit derselben Vorsicht ging, holte den ersten ein, dann kamen noch ein Dritter und ein Vierter. Als alle Vier zusammen waren, hob Einer vorsichtig die Klinke von der Pallisadenthür auf und sie traten sämmtlich in die Verzäunung, welche die Baracke umgab. Sie standen gerade unter Thénardier. Sie waren unbedenklich hier eingetreten, um mit einander reden zu können, ohne von Vorübergehenden oder von der einige Schritte entfernt stehenden Schildwache von La Force gesehen werden zu können. — Uebrigens hielt der furchtbare Regen die Schildwache auch in ihrem Schilderhause. Thénardier, welcher ihre Gesichter nicht unterscheiden konnte, horchte mit der Angst eines Menschen, der sich für verloren hält, auf ihre Unterhaltung. Etwas erschien ihm jetzt, wie der Schimmer einer Hoffnung: die vier Männer sprachen die Gaunersprache.

Der Erste sagte leise, aber ganz verständlich:

Laßt uns „fieferach holchen“: *) hier ist nichts zu „malochnen“. **)

Der Zweite antwortete:

„Bingos Flunkert“ ***) könnte bei dem Regen ausgehen. Die „Lampen“ ****) kommen gleich. Da steht Einer „Schmier“. †) Wir „gehen“ selbst noch „verschütt“. ††)

Thénardier erkannte Brujon und Babet; den Letzteren, weil er die Diebessprache des Temple sprach, wo er Trödler gewesen war.

Wir haben noch keine Eile, sagte der Dritte, wir wollen noch etwas warten. Wer weiß, ob er unserer nicht bedarf.

Thénardier erkannte an dem reinen Französisch, in welchem diese Worte gesprochen wurden, Montparnasse, der seinen Stolz darin setzte, alle Dialekte der Gaunersprache zu verstehen, aber sie selbst nie zu sprechen. Der Vierte sprach gar nicht, aber Thénardier erkannte ihn an seinen breiten Schultern, die er unterscheiden konnte. Es war Gueulemer.

Brujon fuhr in der Diebessprache fort:

Was schwatzest Du da? Der Wirth wird nicht haben fortkommen können. Er versteht seine Sache nicht. Sein Hemde zerreißen, seine Betttücher zerschneiden, um sich davon ein Seil zu machen, Löcher in den Thüren machen, falsche Papiere fertigen, falsche Schlüssel machen, seine Ketten zerbrechen, sich an einem Seil herablassen, sich verstecken, sich verkleiden — das sind lauter Sachen, die nicht so leicht sind. Da muß Einer schon recht klug sein. Der Alte wird nicht gekonnt haben; er versteht das nicht recht.

Ja, meinte Babet, wahrscheinlich haben sie ihn auf der That ertappt. Er ist noch ein Jahr jünger; dazu muß Einer klüger sein. Wahrscheinlich hat er sich durch einen Spion anführen lassen. Hörst Du den Lärm im Gefängniß. Hast Du wohl alle Lichter daselbst bemerkt. Du kannst sicher sein, sie haben ihn abgefaßt. Jetzt kann er auf 20 Jahre rechnen. Ich fürchte mich nicht; ich bin kein Poltron, das ist bekannt; aber es ist jetzt nichts zu machen. Sei nicht ärgerlich; komm, laß uns eine Flasche Alten trinken.

Man läßt seine Freunde nicht in Verlegenheit, brummte Montparnasse.

---

*) uns aus dem Staube machen.

**) machen.

***) das Feuer in der Hölle.

****) die Polizeibeamten.

†) Schildwache.

††) werden verhaftet.

Ich sage Dir, sie haben ihn wieder, entgegnete Brujon. Der Alte ist jetzt keinen Schuß Pulver werth. Wir können ihm nicht helfen; also komm. Mir ist immer, als wenn mich die Polizei schon am Kragen hätte.

Montparnasse leistete nur noch schwachen Widerstand; wirklich hatten sich auch jene vier Menschen mit der den Banditen eigenen Treue, sich in der Noth nicht zu verlassen, die ganze Nacht hindurch in der Nähe von La Force aufgehalten und hatten aller Gefahr Trotz geboten, in der Hoffnung, Thénardier auf irgend einer Mauer zu entdecken.

Aber die Nacht, so schön sie auch für ihr Unternehmen war, brachte doch einen Regen mit sich, der sie durchweichte; sie fingen an zu frieren und ihre zerrissenen Stiefel, der beunruhigende Lärm im Gefängniß, die bis jetzt erfolglos verlaufenen Stunden, die Patrouillen, welche sich überall hören ließen, die schwindende Hoffnung, die wiederkehrende Furcht, dies Alles drängte sie zum Rückzuge.

Selbst Montparnasse, der eigentlich eine Art von Schwiegersohn Thénardiers war, gab nach. Noch einen Augenblick und sie waren fort.

Thénardier keuchte oben auf seiner Mauer wie die Schiffbrüchigen der „Medusa" auf ihrem Floß, als sie sahen, daß das am Horizont erschienene Schiff wieder verschwand.

Er wagte nicht, sie zu rufen; ein Ruf, der gehört wurde, konnte Alles verderben. Da kam ihm noch ein Gedanke, ein letzter, noch ein Schimmer; er zog das abgerissene Stück von dem Seile Brujons, welches er mitgenommen hatte, aus der Tasche und warf es in die Umzäunung.

Das Stück fiel gerade vor die Füße der innerhalb derselben Befindlichen.

Ein Strick! sagte Babet

Mein Strick! sagte Brujon.

Der Alte ist da, sagte Montparnasse.

Alle schlugen die Augen in die Höhe; Thénardier steckte den Kopf ein wenig vor

Rasch! sagte Montparnasse. Brujon, hast Du das andere Ende des Seils.

Ja.

Binde die beiden Enden zusammen, wir werfen ihm das Seil hinauf, er macht es an der Mauer fest und es wird genug sein, daß er herunter kann.

Thénardier wagte es ihnen zuzurufen:

Ich bin erstarrt.

Du wirst schon wieder warm werden.

Ich kann mich nicht mehr rühren.

Du läßt Dich herabgleiten; wir fangen Dich auf.

Meine Hände sind ganz steif.

Binde nur das Seil an die Mauer.

Ich glaube nicht, daß ich es kann.

Einer von uns muß hinaufsteigen, sagte Montparnasse.

Was! drei Stockwerk.

Eine alte gemauerte Esse von Mauerwerk, die ehemals zu einem Ofen gedient hatte, die in der Baracke stand, ging an der Mauer in die Höhe und reichte fast bis zu dem Ort, wo Thénardier war. Die Esse, die damals schon sehr baufällig war, ist inzwischen eingestürzt. Sie war sehr eng.

Man könnte durch die Röhre steigen, sagte Montparnasse.

Durch diese Röhre? rief Brujon. Da kommt kein Mann durch; höchstens ein Kind.

Dann müssen wir für ein Kind sorgen, entgegnete Babet.

Ja, wo aber eins finden? fragte Gueulemer.

Halt! sagte Montparnasse. Ich hab's.

Er öffnete leise die Pallisadenthür, versicherte sich, daß Niemand über die Straße ging, ging vorsichtig hinaus, schloß die Thüre hinter sich und lief, so rasch er nur konnte, der Bastille zu.

Sieben bis acht Minuten, für Thénardier eben so viele Jahrhunderte, waren vergangen, Babet, Brujon und Gueulemer rührten kein Glied: endlich öffnete sich die Thüre wieder und Montparnasse erschien ganz außer Athem mit Gavroche. Der Regen hielt die Straße immer noch ganz öde.

Der kleine Gavroche trat ein und betrachtete sich die Gesichter der vier Banditen mit der größten Seelenruhe. Das Wasser lief ihm am Kopfe herab.

Junge, bist Du ein Mann, fragte ihn Gueulemer.

Ein Junge wie ich ist ein Mann, aber Männer wie Ihr es seid, sind Jungens, erwiederte Gavroche achselzuckend.

Dem ist die Zunge nicht angewachsen, meinte Brujon.

Nun, was ist denn eigentlich gefällig, fragte Gavroche.

Du sollst durch diese Schornsteinröhre kriechen, antwortete Montparnasse.

Mit diesem Seil, setzte Babet hinzu.

Und das Seil oben festbinden, fuhr Brujon fort.

Ganz oben auf der Mauer, sagte Babet.

Und dann? fragte Gavroche.

Hier ist das Seil, sagte Gueulemer.

Der Knabe untersuchte das Seil, die Röhre, die Mauer, die

Fenster und machte dann dies unaussprechliche verächtliche Geräusch mit den Lippen, welches bedeutet: Das ist Alles!

Da oben ist ein Mann, den Du retten sollst, nahm Montparnasse wieder das Wort.

Willst Du? fragte Brujon.

Gelbschnabel! antwortete der Knabe, als ob die Frage ihm ganz unerhört vorkäme; und er zog seine Schuhe aus.

Gueulemer ergriff Gavroche bei einem Arm, hob ihn auf das Dach der Baracke, dessen verfaulte Sparren sich unter dem Gewicht des Kindes bogen, und reichte ihm dann das Seil zu. welches Brujon inzwischen wieder zusammen gebunden hatte. Der Knabe trat an den Schornstein, in welchem man durch ein großes Loch in der Nähe des Daches ganz bequem hineinkommen konnte. Thénardier, welcher Rettung und Leben wiederkehren sah, bog sich in dem Augenblick, wo der Knabe anfangen wollte hinaufzuklettern, etwas über die Mauer. Das erste bleiche Licht des Tages ließ seine in Schweiß gebadete Stirn, seine bleichen Wangen, seine spitze Nase, seinen grauen struppigen Bart deutlich unterscheiden, und Gravoche erkannte ihn.

Sieh! sagte er, das ist ja mein Vater! Na das soll nichts ausmachen!

Er nahm das Seil zwischen die Zähne und begann rüstig zu klettern. Er gelangte oben auf das Mauerwerk, setzte sich rittlings auf die alte Mauer, wie auf ein Pferd, und band das Seil fest an die obere Fensteröffnung.

Einen Augenblick nachher war Thénardier auf die Straße. So wie er auf dem Pflaster stand, so wie er sich außer Gefahr wußte, war er nicht mehr müde, nicht mehr hinfällig, zitterte er nicht mehr. Das Fürchterliche seiner eben erst geänderten Lage verschwand wie Rauch, seine ganze wundersame wilde Klugheit, wurde wieder lebendig in ihm, er stand wieder aufrecht und frei da und war zu Allem wieder bereit.

Wen essen wir nun? war das erste Wort dieses Menschen.

Es ist unnöthig, den Sinn dieses so scheußlich durchsichtigen Wortes hier auseinanderzusetzen. Es bedeutet Alles: tödten, morden, berauben. Essen eigentlich: verschlingen.

Nur vorsichtig, sagte Brujon. Laßt uns Alles kurz abmachen und dann wollen wir uns trennen. In der Rue Plumet ist anscheinend ein gutes Geschäft zu machen. Die Straße ist öde, das Haus liegt allein, ein altes verfaultes Gitter öffnet sich nach dem Garten und Frauen allein bewohnen es.

Nun also! weshalb denn nicht? fragte Thénardier. Deine Tochter Eponine hat sich die Sache angesehen, erwiederte Babet.

Ja, und sie hat Magnon ein Biscuit gebracht, fügte Gueulemer hinzu. Es ist nichts dort zu machen.

Das Mädchen ist nicht dumm, sagte Thénardier; aber man müßte doch selbst einmal sehen.

Ja, ja, sagte Brujon, man muß selbst sehen.

Während dieser ganzen Unterhaltung hatte keiner dieser Menschen mehr nach Gavroche hingesehen, welcher auf einem der Pfeiler des Palisadenzauns saß. Er wartete einige Augenblicke, ob sich sein Vater vielleicht nach ihm umsehen würde, dann zog er seine Schuhe wieder an und sagte:

Na, ist Alles gethan? Braucht Ihr mich noch, Leute? Oder ist es gut so? Ich gehe nun. Ich muß meine Püppchen anziehen.

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Die fünf Männer verließen die Einzäunung Einer nach dem Andern. Als Gavroche an der Ecke der Straße des Ballets verschwunden war, nahm Babet Thénardier bei Seite.

Hast Du den Jungen angesehen? fragte er.

Welchen Jungen?

Na, den Jungen, der auf die Mauer geklettert ist, und der das Seil gebracht hat.

Nein.

Ich glaube, ich will es nicht grade gewiß behaupten, aber es scheint mir, daß es Dein Sohn ist.

So? sagte Thénardier, glaubst Du.